

# Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 837 b des 16. Nachtrages zur Zeitungspreislifte.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Nachnahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 10.

Sonnabend, den 8. Oktober 1887.

I. Jahrgang.

## Inhalt:

**Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien. — Der diesjährige hygienische Kongress in Wien. — Die Verdrängung des farbigen Arbeiters durch den weißen in den Vereinigten Staaten. — Die Arbeitsbörse in Paris.**

**Reine arme Maria. Novelle. — Der Entwicklungsgedanke im 18. und 19. Jahrhundert. — Ueberlebsel. Eine kulturhistorische Bauderei. — Die Schicksale der Berliner Buchbinderbewegung.**

**Politische Nachrichten. — Kunst und Literatur. — Vereine und Versammlungen.**

## Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien.

III.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

§ Jules Guesde, der gegenwärtig nebst P. Lafargue, G. Deville u. an der Spitze der Fraktion der Kollektivistischen steht, war der erste, welcher gegen das klingende aber hohle revolutionäre Phrasenthum auftrat und für den modernen wissenschaftlichen Sozialismus kämpfte.

Schon während der letzten Jahre des Kaiserreichs war er durch seine Thätigkeit bekannt geworden. Er redigirte damals in Montpellier ein Blatt, das ebenfalls den Titel „les Droits de l'Homme“ führte und bald unterdrückt wurde, weil es den gewaltigen Sturz der Regierung forderte. Kaum hatte Sedan den mit allen Kunstmitteln und Gewaltmitteln aufrecht erhaltenen Kadaver des Kaiserreichs zu Boden geschmettert, als auch das erwähnte Blatt von Neuem erschien und 1871 für die in Paris proklamirte Kommune Partei ergriff. Als sich die Versailler Reaktion durch eine wahre Orgie von Verurtheilungen für den ausgestandenen Schrecken entschädigte, wurde auch Guesde wegen eines Artikels mit fünf Jahren Gefängniß bedroht, und da er bereits damals körperlich sehr leidend war, so entzog er sich dem Richterspruch durch die Flucht nach der Schweiz.

In Genf gründete er aus französischen Flüchtlingen eine Sektion der Internationale, weigerte sich aber an dem damals in Genf wüthenden Streit zwischen Anarchisten und Marxisten theilzunehmen und hielt sich mit seiner Sektion abseits von den aufeinander platzenden Parteien. Seine Sektion forderte volle Autonomie, erkannte jedoch die Beschlüsse der Internationale an.

Soviel über seine Vergangenheit vor seinem Eingreifen in die Arbeiterbewegung Frankreichs. Ehe wir auf Schilderung seiner agitatorischen Thätigkeit eingehen, sei eine flüchtige Skizze seiner Person gestattet.

Jules Guesde ist in jeder Beziehung eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, die Aufmerksamkeit heischt und eine unverwischbare Erinnerung zurückläßt. Schon seine äußere Erscheinung macht großen Eindruck und läßt auf einen über das Alltagsleben hinausreichenden ungewöhnlichen Charakter schließen. Die hohe, aber sehr magere Gestalt trägt einen Kopf, aus dessen Jügen Geist, Leidenschaft und unbeugsame Energie spricht. Die krankhafte Blässe des Gesichts wird durch das lange schwarze Haar und den ebenso schwarzen Bart noch mehr gehoben, und die lebhaft und scharf prüfend blickenden Augen blitzen durch das Pince-nez hindurch und sprühen während seiner Reden wahre Funken. Seinem ganzen Naturell nach ist er ein Kämpfer und die Rednertribüne ist die Arena, wo er besonders zu Hause ist und wo man ihn beobachten muß, um einen richtigen Eindruck von ihm zu erhalten. Seine klare, weit hinreichende Stimme ist ein wenig kreischend, aber sie verfehlt stets ihrem Träger Geltung zu verschaffen. Durch seine

scharfen, klaren und geistreichen Auseinandersetzungen imponirt er dem Auditorium, beherrscht es und reißt es oft wider dessen Willen mit fort. Er spricht schnell, voller Begeisterung und Ueberzeugung und ist Jedem und Allem gegenüber von unübertrefflicher Schlagfertigkeit. Schneidiger Dialektiker ist er in seinen Polemiken und Darlegungen doch nie kalt, sondern stets heftig, leidenschaftlich, auflodernd und heissend ironisch. Seine Reden sind von ergreifenden Bildern durchzogen und von echter Leidenschaft durchweht. Er spricht mit solcher Schärfe und Heftigkeit, daß der Ueingekehrte glauben könnte, er verträte seine eigene persönliche Angelegenheit. Er erscheint auf der Tribüne als die Verkörperung aller vom modernen Proletariat erhobenen Forderungen, aber er erscheint auch als Verkörperung von dessen erlittenen und noch täglich zu erlebenden Ungerechtigkeiten. Was Wunder also, daß dieser Mann auch hassen kann und zwar mit der ganzen Gluth seines leidenschaftlichen Herzens, und daß er diesem Haß berebten Ausdruck giebt. Belehrend oder angreifend bleibt er der Typus eines eifernden Apostels, in dem eine Feuerseele wohnt.

Aus dem Gefagten läßt sich bereits schließen, daß seine Fähigkeiten bedeutend sind. Durch eigenes Nachdenken und durch Beobachtung war er theilweise zu Resultaten gelangt, welche Marx's Lehre entsprachen, 1877 kamen ihm zuerst die Werke des Verfassers vom „Kapital“ zu Gesicht, und Guesde fand, daß er sich über verschiedene Punkte des modernen Sozialismus bereits klar war und dies „Dank dem historischen Studium der Umbildung von Gesellschaften und der Beobachtung von Thatfachen in der jetzigen Gesellschaft.“ Es fehlte ihm nur eine Methode, ein System, und das erhielt er durch das eingehende Studium von Marx. Er hat sich dessen Lehren so zu eigen gemacht, sie so durchdrungen, daß er besonders von seinen Gegnern meist schlechtweg mit demselben identifizirt wird. Und in der That zählt er zu den wenigen Führern der französischen Arbeiterbewegung, die die Lehren des modernen Sozialismus nach ihrer Breite und Tiefe gleich gut besitzen, er ist einer der besten und bekanntesten Popularisiren der Marx'schen Theorie und wird gern gehört, wenn er dieselbe mit der ihm eigenen Schärfe und Leidenschaftlichkeit vorträgt oder vertheidigt. Nicht nur als Redner, sondern auch als Schriftsteller tritt er für den modernen Sozialismus ein und er trägt alle Vorzüge seines Rednertalents in seine Schriften hinein. Besonders in seinen Polemiken ist er unübertrefflich. Seine Broschüren und Artikel sind der Form nach ebenso anziehend, wie dem Inhalt nach lehrreich. Eine Eigenthümlichkeit seiner Schreibweise ist, daß er neue Worte und Ausdrucksweisen erfindet, die höchst bezeichnend und energisch sind. Seine seine und schneidende Ironie wirkt ungemein agitatorisch und aufreizend, sein glühender Witz fesselt. Nachher ist kein besserer Polemiker gewesen als Jules Guesde, dem er an Tiefe bedeutend nachsteht. Guesde schreibt und spricht übrigens nie für den Gegner, sondern über diesen hinweg für das Publikum, die Masse, die er zu belehren und heranzuziehen sucht.

Natürlich, daß eine derartig geschnitzte Persönlichkeit einen besonderen Zauber auszuüben vermag. Bei seinem ersten Auftreten nahm Jules Guesde die jungen Leute des Quartier latin (Studentenviertel), die seine Schüler wurden, vollständig gefangen. Die kleine Gruppe wurde von den Gegnern zum Spott Guesdisten getauft, und dieser Name ist bis dato geblieben, er wird auch der sozialistischen Fraktion beigelegt, an deren Spitze Guesde steht. Die Fraktion selbst nennt sich „Kollektivist“, vielfach werden auch ihre Anhänger als Marxisten bezeichnet. Die Kollektivisten sind gegenwärtig noch nicht sehr zahlreich, dafür aber energisch und thätig in Agitation und Propaganda, sie führen keinen lärmenden und durch äußere Erfolge glänzenden Krieg, aber sie stehen stets auf der Breiße und durchdringen allmählich die Massen. Jahre hindurch waren es die Guesdisten allein, welche den modernen Sozialismus in Broschüren und Zeitungen lehrten, und ihre Broschüren- und Tagesliteratur ist noch bis heute von keiner anderen französischen Fraktion übertroffen worden.

Durch seine Agitation im Quartier latin bildete

Guesde einen festen und zielbewußten Stamm von jungen Schriftstellern und Agitatoren heran, denen er seine eigene Begeisterung mittheilte, und mit deren Hilfe er die Lehren des proletarischen Sozialismus in die Arbeitermassen trug, die bis zu seinem Auftreten konfus, unentschlossen und ohne Organisation waren. Als er sich nach fünf Jahren Eril 1876 der revolutionären Partei sofort anschloß, war seine Stellung innerhalb derselben eine exzeptionelle. Er war der Erste, der vom Eril zurückkehrte, bewaffnet mit soliden sozialistischen Kenntnissen, später folgten ihm andere Seinesgleichen und vereinten ihre Kräfte mit ihm.

In den Droits de l'Homme entwickelte er die in der Verbannung gezeitigten Theorien, seine Artikel erregten Aufsehen und wurden von den Arbeitern begierig gelesen. Er erhielt persönliche Zuschriften von Arbeitern und Studenten, kam in häufige Berührung mit ihnen und nutzte jede Gelegenheit für eifrige Propaganda aus.

Zur selben Zeit (September 1876) tagte in Paris der erste Arbeiterkongress, der Dank dem Exminister Cremieux gestattet worden war.

Der Kongress, an dem sich alle 100 französische Gewerkschaften und 50 Studienzirkel beteiligten, zeigte, wie unwissend die französischen Arbeiter in sozialen und ökonomischen Fragen waren. Einige der Delegirten waren sich jedoch des Klassenkampfes bewußt und forderten, die Arbeiter sollten sich von allen ehrgeizigen Politikern trennen und nur für eigene Kandidaturen eintreten. Dieser Antrag wurde auch, jedoch nur im Prinzip, einstimmig angenommen. Er stellt Alles dar, was der erste Arbeiterkongress in richtiger Erkenntniß der Klassenlage beschloß. Die übrigen Resolutionen waren so zahlreich und nichtssagend, daß sie von der gesammten konservativen Presse unter Lob und Glückwünschen akzeptirt wurden. Die Konservativen sahen in dem Kongress ein Symptom „der gefunden und vernünftigen Einsicht der Arbeiter“. Hatte doch der bereits seit 1872 in Paris bestehende „Zirkel der verbündeten Arbeitergewerkschaften“ erklärt, daß sein Ziel in Herbeiführung einer allseitigen Verständigung bestehe, einer Verständigung, welche die Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern regeln sollte.“ Ferner, daß die Arbeitergewerkschaften bestrebt seien, durch „ihre professionelle Verbindung und Gruppierung in nächster Zukunft die Errichtung von genossenschaftlichen Werkstätten herbeizuführen, die allein dazu berufen seien, den Arbeitern Wohlstand zu schaffen.“ Endlich wollten sie durch „Schiedsgerichte, die zur Hälfte aus Arbeitern, zur Hälfte aus Unternehmern zusammengesetzt sein sollten, dem Antagonismus zwischen dem Unternehmertum und der Lohnarbeit ein Ende machen!“ Natürlich konnten so harmlose Forderungen das Herz der Reaktionäre aller Schattirungen nur mit Freuden erfüllen. Aber die Logik der Ereignisse kümmert sich wenig um derartige Ueberheiten und segt sie früher oder später hinweg, sie drängte auch die fähigsten unter den Führern der gewerkschaftlichen Verbindung nach vorwärts und in das sozialistische Lager. So gehört z. B. jetzt Chabert zu der sozialistischen Partei und repräsentirt dieselbe im Pariser Stadtrath. 1873 schickten die Gewerkschaften Delegirte zur Wiener Weltausstellung, und der Bericht dieser Männer war durchaus nicht derart, die Konservativen zu erschrecken. Er forderte als Mittel zur Befreiung der Arbeiter: „Fachunterricht, Gründung von Produktivgenossenschaften und Konsumvereinen und als Hauptfache zur Realisirung dieser Reformen — das Sparen! Die Streiks wurden verdammt und zwar, wie es heißt, „comme un moyen de lutte condamné par l'expérience“ (als ein durch die Erfahrung verdammtes Kampfmittel). Auch die zur Philadelphischer Ausstellung von 1876 entsendete Delegation war im Wesentlichen von den nämlichen Ideen belebt. Summa Summarum, die französischen Arbeiter zeigten sich von 1871—1876 in ihren öffentlichen Kundgebungen, Erklärungen, Kongressen und Berichten als sehr mäßig, friedlich und sogar konservativ, ohne rechtes Verständniß für ihre Klassenlage und klaren Klassenbewußtsein.

Dies der Boden, auf dessen Bearbeitung Guesde seine volle Kraft verwendete. Und schon von Ende 1876 an zeigt sich eine zwar allmähliche jedoch bemerkbare Aenderung.

In Folge seiner Artikel ward Guesde von Arbeitern aufgefordert, direkt mit ihnen in Verbindung zu treten, und er ließ sich diese Aufforderung nicht zweimal sagen. In Begleitung eines ausländischen Sozialisten, welcher die gesammte moderne soziale Literatur der Deutschen gründlich beherrschte, suchte Guesde die Arbeiter in ihren Wohnungen, in den Kaffeehäusern und Weinstuben auf. Seine unermüdbare Thätigkeit zeitigte bald gute Früchte, denn schon 1877 konnte Guesde mit seinen Schülern ein rein sozialistisches Blatt gründen, die Egalité. Als auswärtige Mitarbeiter des Blattes waren Bebel und Liebknecht für Deutschland genannt, Dr. Caesar de Paeppe für Belgien und Guocchi-Viani für Italien. Benoit Malon, der noch in Lugano im Exil lebte, hatte ebenfalls seine Mitarbeiter-schaft zugesagt.

Die Egalité konnte nicht in Paris erscheinen, da nach den damaligen Pressgesetzen ein wöchentlich in Paris publizirtes Blatt 12 000 Frs. Kaution deponiren mußte. Eine solche Summe besaß aber weder Guesde noch seine Freunde, und sie waren froh, daß es ihren gemeinsamen Anstrengungen gelang, 4 bis 5000 frs. zusammenzubringen und somit die Möglichkeit zu haben, das Blatt in der Provinz erscheinen zu lassen, wo die Kaution nur 3000 Frs. betrug.

Die Egalité erschien offiziell in Meaux, nicht weit von Paris, und wurde nur in Paris und anderen großen Städten verbreitet. Die erste Nummer, welche am 18. November 1877 herauskam, enthielt eine rein sozialdemokratische Erklärung, die erste, die in Frankreich von einem französischen Schriftsteller verfaßt wurde.

„Wir glauben,“ heißt es in der Programmklärung, „daß die natürliche und wissenschaftliche Entwicklung der Menschheit dieselbe unabweislich zur kollektiven Aneignung von Grund, Boden und allen Produktionsmitteln führt, und daß sich der kollektivistischen Schule heutzutage alle ernstlichen Männer aus dem Proletariat beider Welten anschließen.“

Mit dieser Erklärung eröffnete der moderne Sozialismus seinen Einzugsmarsch in Frankreich.

### Der diesjährige hygienische Kongress in Wien

wurde mit einer Ansprache eröffnet, die nach den Zeitungsberichten folgendermaßen lautete:

„Das kostbarste Kapital der Staaten und der Gesellschaft sind die Menschen. Jedes einzelne Leben repräsentirt einen bestimmten Werth. Diesen zu erhalten und ihn bis an die unabänderlichen Grenzen möglichst intakt zu bewahren, ist nicht bloß ein Gebot der Humanität, sondern ist auch in ihrem eigensten Interesse die Aufgabe aller Gemeinwesen. Der Einzelne, wie groß auch die Mittel sein mögen, die ihm zu Gebote stehen, um sein eigenes Wohl zu schützen, bleibt doch machtlos gegenüber den nachtheiligen Einflüssen allgemeiner Natur, die uns umgeben. Hier muß das gemeinsame Wirken helfen. Dieser großen Aufgabe dient, von der Völkerkunde unterstützt, die Gesundheitspflege, welche auf wissenschaftlicher Grundlage fußend, der Gesetzgebung und den Anordnungen der Staaten und Gemeinden Wege vorzeichnet zur Erreichung praktischer Ziele im ganzen großen Gebiete der Gesundheitspflege. Ueberblicken wir nun die Referate der einzelnen Berichterstatter dieses Kongresses, so erstaunen wir, daß die Wissenschaft, der Sie, meine Herren, mit so hingebendem Eifer dienen, alle Bereiche umfaßt: Haus und Schule, Produktion und Krieg, Städte und Dörfer, Verkehr und Industrie. Die Theilnahme von so illustren Vertretern aller Nationen und Staaten an der heutigen Versammlung ist ein Beweis von der wahrhaft internationalen Bedeutung der Gesundheitspflege u. s. w.“

Wir wollen — schreibt uns unser □ Mitarbeiter hierzu — mit dem Herrn nicht darüber rechten, daß er Staat und Gesellschaft als die Besitzer der Menschen, die Menschen als ein Kapital, ein Besitzthum darstellt, das dem Staate und der Gesellschaft gehört, wir sind der Ansicht, Staat und Gesellschaft sind ein Besitzthum der Menschen. Auch können wir uns mit der weiteren Begründung nicht einverstanden erklären, daß Humanität und das Interesse der Gemeinwesen die Bewahrung der Menschenleben von der Seite aufzufassen haben, daß das Menschenleben einen gewissen Werth darstellt, d. h. doch sich bis zu einer bestimmten Summe in Geld umrechnen läßt und weiter sich auf eine gewisse Höhe verzinst. Wir meinen Humanität und Gemeinwesen sind eben der Menschen wegen da, ohne Rücksicht auf die Geldsumme — das „Kapital“, wie es im üblichen Jargon heißt — welche heute die Arbeitskraft darstellt, wo sie Waare ist. Wir wollen uns bemühen, den Satz so zu verstehen, wie er sicher gemeint ist: Staat und Gesellschaft können nicht bestehen, wenn das höchste und kostbarste Besitzthum der Menschen, die Gesundheit und Kraft des Volkes nicht erhalten und gewahrt werden; ein Staat und eine Gesellschaft, die Gesundheit und Kraft des Volkes vernichten, oder dulden, daß sie vernichtet werden, erfüllen ihren Zweck nicht. Die Menschen sind nicht ein Besitzthum einer bestimmten Staats- und Gesellschaftsform, sondern diese Form ist der Menschen wegen da, und verliert ihre Berechtigung, sobald sie ihren Zweck nicht erfüllt.

Wenn wir die Sache so auffassen, sind wir sicher nicht weit ab von dem Sinn, den der Redner aussprechen wollte, und wir können dann mit ihm ganz und vollkommen darin übereinstimmen, daß die Gesundheitspflege, die Hygiene, von der richtigen Seite ausgeht, die eigentliche Staatskunst ist, und Alles umfaßt, was zum wahren Wohl des Volkes beiträgt.

Wir haben uns an die Anschauung gewöhnt, daß nicht die Zahl der reichen Leute, nicht die Macht der stehenden Heere, nicht der Ruf einzelner Gelehrter oder ganzer Schulen, nicht der Kriegsruhm einiger Feldherren, nicht die in einigen Familien zusammengefaßte große Gewalt, nicht die Pracht und Reinlichkeit einzelner Städte, nicht die beste Art, die im Kriege zerstoßenen Knochen der Soldaten wieder zusammen zu flicken, die Völker glücklich machen und die Staats- und Gesellschaftsform in der wir leben, als gut erscheinen lassen, sondern wir beurtheilen diese Form nach dem Grad des Wohlbefindens und der Gesundheit, die sie über alle Volkskreise zu verbreiten befähigt ist; denn für uns sind Gesundheit und Wohlbefinden der Völker der Zweck von Staat und Gesellschaft. Die Erhaltung dieser Güter ist die Staatskunst, die rechte Staatskunst und die Gesundheitspflege also, wenn sie von der rechten Seite angesehen wird, die eigentliche und rechte Staat und Gesellschaft erhaltende Wissenschaft.

Der hygienische Kongress in Wien wird sich leicht davon überzeugen können, daß die Gesundheitspflege bis heute ihre so bezeichnete Pflicht auch in Oesterreich durchaus nicht erfüllt hat, daß die Gesundheit und das Wohlbefinden auch des österreichischen Volkes durchaus nicht im Fortschreiten, sondern wie die stets sinkende Zahl der für den Militärdienst Tauglichen es zeigt, in ganz reißendem Rückschritt begriffen ist. Es würde also eine schöne Aufgabe des hygienischen Kongresses sein, die Ursachen dieses Rückschrittes zu erforschen, und den so „illustren Vertretern“ werden sich diese Ursachen sicher nicht verbergen können. Wir glauben vorgreifen zu dürfen und zu sagen, daß sie als solche Ursachen wohl mangelhafte Ernährung bei übermäßiger Anstrengung der körperlichen Leistungen in breiten Volkskreisen finden werden. Es ist ja freilich möglich, daß einzelne Volksklassen durch großes Wohlleben, durch Schlemmerei und Völlerei verweichlichen, ihre Körperkräfte zerstören und daß hierdurch bei ihnen eine Abnahme der Leistungsfähigkeit eintritt, wir glauben aber doch nicht, daß die „illustren Vertreter“ aller Nationen und Staaten finden werden, daß dies die Ursache des Verfalls der Klassen in Oesterreich ist, aus welchen die Soldaten vorwiegend genommen zu werden pflegen. In manchen Kreisen mag möglicherweise der Ueberfluß die Ursache der Entnervung sein, es ist aber eine historische Erfahrung, daß da, wo einzelne Stände durch Luxus entnervt werden, der größte Theil des Volkes aus Noth verkommt. So geht dann freilich der Verfall von Staat und Gesellschaft durch alle Stände, wenn auch aus entgegengesetzten Ursachen, ganz gleichmäßig fort.

Wir halten es für die Aufgabe der Gesundheitspflege und der Vertreter dieser Hauptwissenschaft, nach Mitteln und Wegen zu suchen, wie diesem Verfall der Volkskraft Einhalt zu gebieten ist, wir glauben, daß dieser Aufgabe gegenüber alle anderen Punkte der Tagesordnung eines hygienischen Kongresses von ganz untergeordneter Bedeutung sind.

Was kann es nützen auf Mittel zu sinnen, wie gesunde und unverfälschte Nahrungsmittel zu erlangen sind, wie gesunde Wohnungen erbaut und erhalten werden, wenn ein großer Theil des Volkes nicht die Mittel erschwingen kann, nicht einmal die vorhandenen schlechteren Nahrungsmittel und Wohnungen zu erwerben?

Was nützt es, Städte mit breiten Straßen, guter Reinigung, luftigen Plätzen herzustellen, wenn der größere Theil der Bewohner tagüber und Nächte hindurch in heißen Fabriksälen, in Staub und Dampf ihr Leben verbringen müssen, um bei ungenügendem Verdienst übermäßig lange zu arbeiten, wenn das unentwidelte Kind solchen Schädlichkeiten ausgesetzt wird, die selbst den Körper des stärkeren Mannes hinsiechen machen?

Sind nicht die Vorkehrungen gegen das Einschleppen von Seuchen von untergeordnetem Werth, wenn man dem schlimmsten Feind des Lebens der Armen, der Lungenschwindsucht, immer ausgedehnteren Raum für ihre mörderische Wirksamkeit lassen muß?

Wenn der hygienische Kongress und die „illustren“ Vertreter aller Länder und Staaten ihre Aufgabe richtig erfasst haben, so müssen sie den Grund der Störung von Volkswohlfahrt und Volksgesundheit erforschen und sie werden da finden, daß dieser Grund in einem Fehler von Staat und Gesellschaft liegt, der der Abhilfe dringend bedarf, wenn alle Mittel und Wege, die die Gesundheitspflege anzugeben vermag, nicht werthlos und wirkungslos bleiben sollen.

Was würde man von einem Hausbesitzer halten, der es duldet, daß in seinem reich bevölkerten Hause, in welchem er selbst wohnen muß, der Keller mit Schießpulver, Petroleum, Dynamit, die Dachböden mit Theer und Schwefel gefüllt werden, während er weiter nichts thut, als neue Vorschriften über die Handhabung von Feuer und Licht zu erlassen und höchstens einen Blitzableiter anzubringen? Wir glauben, man würde ihm zurufen: Du Thor, Sorge dafür, daß das gefährliche Zeug aus dem Hause geworfen wird, dann braucht dein Dienstmädchen keine Sicherheitslampe und dein Knecht braucht nicht ohne Licht zu Bett zu gehen, das Tabakrauchen kannst du dann gestatten!

Wenn die Vertreter der Staaten auf dem hygienischen Kongress nicht in solche Fehler verfallen wollen, so werden sie die Hand auf die Wunde legen müssen, und sagen: hier liegt sie; in der wirtschaftlichen Einrichtung unserer Gesellschaft, da liegt der Fehler. Auf, laßt uns Hand anlegen und durch rechtzeitige und wirksame Umformungen dem Weiterschreiten des Uebels begegnen. Laßt uns dahin unsere Stimme erheben, daß die Last der mechanischen Arbeit dem Volke erleichtert werden muß, daß neben mehr Ruhe dem Arbeiter ein

größerer Antheil an den Erzeugnissen der Arbeit gegeben werden muß, damit die Gesundheit des Volkes gehoben wird, damit die Entkräftung des Volkes nicht in solchem riesigen Maße weiterschreitet, wie heute!

Die wahre Hygiene, die wahre Gesundheitspflege für das Volk ist das Anstreben einer wirtschaftlichen Umformung, sie ist auch die einzige und wahre Staatskunst.

Wir haben freilich nicht den Muth zu hoffen, hygienische Kongresse würden diese Aufgabe sobald richtig erfassen. Vielleicht werden sie noch lange das Wort, daß die Menschen weiter nichts als ein Kapital des Staates und der Gesellschaft, wenn auch das kostbarste Kapital seien, daß also die Menschen der Gesellschaft und des Staates, d. h. der heutigen Staats- und Gesellschaftsform, wegen da seien, ganz wörtlich nehmen.

### Die Verdrängung des farbigen Arbeiters durch den weißen in den Vereinigten Staaten.

Es galt bis in die neueste Zeit hinein gewissermaßen als ein Dogma, daß der Süden der Vereinigten Staaten, namentlich in seiner Landwirtschaft, ohne den Neger nicht bestehen könne. Um so frappirender müssen die Feststellungen des „Manufacturers Record“ in Baltimore sein, der nachweist, daß in der Produktion der Haupt-Stapel-Artikel des Südens, Baumwolle und Tabak, der weiße Arbeiter den Farbigen rasch und mächtig verdrängt. Natürlich wird es dann auf anderen Arbeitsgebieten erst recht der Fall sein.

Im Jahre 1860 hatte der Süden (d. h. die Staaten, welche später secedirten) 9 152 250 Einwohner, darunter 3 653 387 Schwarze, größtentheils Sklaven. Die Baumwollenernte jenes Jahres belief sich auf 4 801 292 Ballen, bis auf vielleicht zehn Prozent ausschließlich das Produkt der Sklavenarbeit. Die Ernte von 1879 betrug 5 757 397 Ballen, wovon jedoch ein Theil in nicht aus der Union geschiedenen Staaten gezogen worden war; in diesem Jahre betrug die Neger-Bevölkerung der Südstaaten 5 357 194 Seelen. Wenn alle Baumwolle im Jahre 1879 von den Schwarzen gezogen worden wäre, dann würde der Census von 1880 ein ganz ähnliches Verhältniß zeigen, als der von 1860. Aber die Erhebungen des letzten Census und die Nachforschungen des „Manufacturers Record“ haben ergeben, daß die Weißen, welche 1860 nur mit zehn Prozent an der Arbeit auf den Baumwoll-Feldern betheiligt waren, nach 1880 bereits die Hälfte und mehr der Arbeiter stellten. Das Verhältniß der Weißen und Schwarzen auf den südlichen Baumwoll-Feldern war folgendes:

	Weiße.	Neger.
1880 . . . . .	44 pCt.	56 pCt.
1883 . . . . .	47,9 „	52,1 „
1884 . . . . .	48,4 „	51,6 „
1885 . . . . .	50,1 „	49,6 „

Die Weißen nehmen fortwährend zu und die Neger nehmen ab. Nehmen wir die Ernte von 1886, welche 6 550 215 Ballen betrug, und schätzen die Zahl der Neger auf 7 250 000, so erhalten wir als Resultat, daß nur 3 150 000 Ballen Baumwolle das Werk der Negerarbeit waren.

Es ist ferner bemerkenswerth, daß nicht die Staaten des sogenannten Baumwollparadieses die meiste Baumwolle pro Acker erbauen, sondern daß seit Jahren dieser Ruhm einem Distrikt im südöstlichen Missouri gebührt; hier sind die Arbeiter Weiße, und sie ziehen  $\frac{1}{2}$  Ballen pro Acker, während die Neger im gesegnetsten Theile von Mississippi nicht mehr als  $\frac{1}{3}$  Ballen erzielen.

Der Tabakbau hat sich seit 15 Jahren ein so großes Gebiet erobert, daß er kein südliches Produkt mehr genannt werden darf. Thatsächlich ist der Tabakbau im Süden seit 25 Jahren fortwährend zurück gegangen.

Im Jahre 1860 betrug die Tabakernte 209 623 093 Pfund. Aber schon vor 27 Jahren lag der Schwerpunkt des Tabakbaues nicht in den sogenannten Südstaaten; denn im ganzen Lande wurden 424 209 561 Pfd. Tabak gezogen. Im Jahre 1880 betrug die Gesamternte 470 674 292 Pfund.

Während aber der Süden zu der Ernte von 1860, welche 434 209 361 Pfund betrug, noch beinahe die Hälfte, nämlich 209 623 093 Pfund stellte, lieferte er zu der 328 628 093 Pfund betragenden Ernte von 1880 nur 142 046 199 Pfund. So daß in Zeit von zwanzig Jahren der Tabakbau im Süden um 67 577 894 Pfund zurückgegangen ist; in Maryland, wo die Pflanze noch größtentheils Negerarbeiter beschäftigen, betrug der Rückgang 12 328 818 Pfund. Welchen Aufschwung hat indessen dieses Produkt im Norden unter den Händen weißer Arbeiter genommen? Connecticut zog 1860 nur 6 000 133 Pfund, 1880 aber 14 044 652 Pfund. Der Staat New-York ist in gleicher Zeit von 5 000 000 auf 21 000 000 Pfund gestiegen.

Ein Streiflicht auf den Zustand der Neger in Washington, das wohl charakteristisch für die ganze Rasse ist, finden wir im „Correspondenten“. Derselbe schreibt: „Die Sterblichkeitsrate zeigt in den neun Jahren von 1876 bis 1885 einen Durchschnitt von 13,02 der Weißen und 34,99 der Neger und Mulatten, so daß nahezu doppelt so viele Neger als Weiße starben. Diese Rate wird noch ungleicher, wenn man die Altersklassen in Betracht zieht; so z. B. beträgt die Sterblichkeit der Kinder unter fünf Jahren bei den Weißen nur 6,27, bei den Negern aber 16,41. Todtgeboren werden bei den Negern sehr viel mehr Kinder, als bei den Weißen. Noch er-

schrecklicher ist aber die Zahl der außerehelichen Kinder unter den Negern. Im Jahre 1885 wurden in Washington 56 weiße Kinder außerehelich geboren, während unter den Negern die Zahl der illegitimen Geburten auf 337 stieg, und das bei einer Bevölkerung, welche immer noch drei Weisse auf einen Schwarzen zählt. Von 22 neugeborenen ermordeten Kindern waren 20 farbige.

„Aber noch schrecklicher ist das Bild, das die Berichte des Kriminal-Gerichtes bieten. Vom Januar 1881 bis zum November 1882 wurden im Distrikt Columbia 253 Personen unter dem Strafrechte verurtheilt, nämlich 64 Weisse und 159 Neger; am 21. April 1884 befanden sich 187 Personen im Gefängniß, ihren Prozeß erwartend, nämlich 52 weiße Männer und 114 Neger, keine weiße Frauenperson, aber 23 Negerinnen. Man denke, 337 außereheliche Geburten und 20 Kindesmorde in einem Jahre!“

Aus alledem wäre wohl zu schließen, daß die Neger ökonomisch verkommen, weil sie den Wettbewerb mit der weißen Rasse nicht aushalten können.

## Die Arbeitsbörse in Paris.\*

Eine Errungenschaft der Gewerkschaften — in Frankreich.

### I.

Unmittelbar nach dem Staatsstreich von 1851 war das Bestreben Napoleons III., des Chefs der Dezemberbanditen, darauf gerichtet, die Einwohner von Paris und hauptsächlich die Arbeiter unter Aufsicht der Polizei zu stellen, er führte das Institut der Concierges (Hausmeister) ein, eine Art geheimer Polizei, welche die Einwohner jedes Hauses überwachte, und die Nachweiserämter für Arbeitsuchende. Für die vorliegende Skizze interessieren uns nur die letzteren.

Diese Ämter für Stellenuchende (bureaux de placement), geschaffen durch ein Dekret vom März 1852, wurden nur von Leuten der gemeinsten und niedrigsten Sorte gehalten, die nur das Ziel verfolgten, soviel als möglich aus dem Unternehmen um jeden Preis herauszuschlagen, und die sich verpflichteten, der Polizei zu dienen.

Man kann sich wohl vorstellen, wie diese Ämter die Arbeiter ausbeuteten. Da unter dem Kaiserreich und bis jetzt noch die Arbeiterorganisation in der Form von Gewerkschaften sehr schwach entwickelt war, so wendete sich jeder Arbeitsuchende, zumal das Dienstpersonal, wie Kellner, Kommiss, Hausdiener u. s. w., an diese Ämter, welche die Ärmsten bis aufs Blut auspreßten. Was Wunder, daß Unruhen gegen diese Institute nicht ausblieben; aber Regierung und Polizei ergriffen stets Partei für ihre Helfershelfer, immer unter dem alt abgeleiteten Vorwand, die Arbeiter wollten „die Freiheit der Arbeit und des Gewerbes beeinträchtigen“.

In letzter Zeit nahm die Bewegung gegen diese Arbeitsämter einen solchen Umfang an, daß die Presse ohne Unterschied der politischen Meinung in dieselbe hineingezogen ward und gegen die Einrichtung auftrat, sie für eine moralische Gefahr erklärte. Es bildete sich eine Liga von mindestens 25 000 Anhängern, welche die Angelegenheit in die Hand nahm und durch Petitionen und friedliche Demonstrationen vor der Kammer und dem Stadthaus, die Aufhebung des Dekrets von 1852 und Schaffung von Arbeitsnachweiserämtern seitens des Staates oder der Gemeinde forderte. Uebrigens schlug die Liga, in der viele Gewerkschaften und politische Vereine sozialistischer Tendenz — Gewerkschaften der Bäckergehilfen, Zudeckbäder, Köche, Hotellkellner, Kellner der Weinhändler und Restaurants, Kafinos, Tagelöhner u. s. w. — vertreten waren, ein zweites Mittel zur Lösung der Frage vor, nämlich die Errichtung einer Arbeitsbörse, die, von den organisierten Gewerkschaften verwaltet und geleitet, den Arbeitern alle Bürgerschaft für zweckentsprechende Funktionierung leisten würde. Nur eine Institution, wie die Arbeitsbörse, könnte, nach Aufhebung des Dekrets von 1852, die Entstehung von privaten Nachweiserämtern für Arbeitsuchende verhindern, denn letztere werden nie und nimmer dieselben Vortheile gewähren können, wie die von der Gemeinde und dem Staate materiell unterstützte Arbeitsbörse.

Die sozialistischen Stadträthe Ed. Vaillant, Chabert, Joffrin, Longuet ergriffen diese Gelegenheit, um die nicht mehr neue Idee der Schaffung einer Arbeitsbörse vor dem Stadtrath (Conseil municipal) zu befürworten; sie beriefen sich darauf, daß ein entsprechendes Projekt bereits seit mehr als 30 Jahren im Stadtrath mehrfach eingebracht, erörtert und im Prinzip angenommen war, wie wir dies bei dem folgenden Ueberblick der historischen Entwicklung der Idee einer Arbeitsbörse sehen werden.

### II.

Das Projekt einer Arbeitsbörse ist eng mit der Entwicklung der sozialen Wissenschaft, eng mit der Entwicklung der Arbeiter selber und ihrer gewerkschaftlichen Organisation verbunden.

Die immer häufiger auftretenden industriellen Krisen, ihr Gefolge von Störungen und Unregelmäßigkeiten auf dem Arbeitsmarkte, drängen, um im Rahmen der bestehenden Gesellschaft eine Wahrung der Arbeiterinteressen wenigstens anzubahnen, kategorisch darauf hin, die Zirkulation der Waare Arbeitskraft zu regulieren. Zu diesem Zwecke ist erforderlich: 1. Kenntniß der einschlägigen Arbeitsverhältnisse und des Arbeitsmarktes; 2. Wille und Bereitwilligkeit der Arbeiterchaft, nach den betreffenden Punkten

des Marktes überzufriedeln; 3. Möglichkeit, dies thun zu können.

Der ersten dieser Forderungen steht vielfach gegenüber die professionelle Unwissenheit, ferner die Unkenntniß der Sprachen und des Arbeitsmarktes. Der zweiten derselben tritt entgegen die Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden, die bekannten und vertrauten Verhältnisse, alt-eingewurzelte Gewohnheiten und Vorurtheile, Mangel an Energie, moralische Entmuthigung u. s. w. Was die letzte Forderung betrifft, so fallen zu ihren Ungunsten ebenfalls zahlreiche Hindernisse ins Gewicht, wie die Ueberfiedelungs- und Niederlassungskosten, Gesetzbestimmungen über Heimath- und Wohnberechtigung, Armenpflege und noch andere.

Die Arbeitsbörse ist hauptsächlich dazu bestimmt, für die Arbeiter die Kenntniß des „Arbeitsmarktes“ zu erweitern, sie soll vor allem die Zirkulation der Arbeit von Ort zu Ort regulieren, sämtliche Hindernisse, welche derselben im Wege stehen, vernichten — seien sie geistiger, moralischer, wirtschaftlicher oder gesetzlicher Art. Der Arbeiter muß vor Allem den ökonomischen Stand des Marktes kennen: den Stand der Nachfrage nach Arbeitskraft überhaupt, den des Angebotes davon und die Stärke der Konkurrenz zwischen der Arbeitskraft, ferner die Arbeitslöhne, die Existenzbedingungen — Preise für Wohnung, Nahrungsmittel u. s. w.

Hier kann das individuelle Interesse, die individuelle Initiative, von der die Verehrer des *laissez faire, laissez passer* schwärmen, dem Arbeiter wenig nützen, hier helfen nur bestimmte Thatsachen, ganz genaue Auskünfte, wie sie sich der Einzelne nicht verschaffen kann, ohne welche die Arbeiter auf einem Punkte des Marktes mit einander konkurriren, während es vielleicht auf einem anderen an Arbeitskräften mangelt. Wie überall, wo die Kraft des Individuums nicht ausreicht, fällt auch hier der Gesammtheit die Aufgabe zu, für den Einzelnen einzutreten und durch gemeinsames Vorgehen, durch eine Organisation das Ziel zu erreichen. Der erste Schritt auf dem Wege dazu ist eine Organisation der Statistik der Arbeit. Die Arbeitsbörse ist eines der trefflichsten Mittel, eine solche Statistik zu schaffen, denn sie sammelt, konzentriert und veröffentlicht alles Wesentliche, was den Arbeitsmarkt angeht. Die Arbeitsbörse wird zu jeder Zeit den Stand des Arbeitsmarktes zeigen können, sie wird folglich den Arbeiter über denselben aufklären, ihm Zeit und unnütze Ausgaben ersparen.

Die Arbeitsbörse wird die Vertheilung der produktiven Arbeitskräfte in der ungeheuren sozialen Werkstatt regulieren, dadurch werden bedeutende Verluste an Zeit und Kraft auf ein Minimum herabgesetzt und zugleich die produktive Macht mittelbar vergrößert.

G. de Molinari, Professor der Nationalökonomie zu Brüssel, war der erste, der 1846 die Errichtung einer Arbeitsbörse forderte, und zwar nach dem Muster der Spekulationsbörse. Seine Institution sollte nur den Stand des Angebots und der Nachfrage auf verschiedenen Punkten des ökonomischen Marktes anzeigen, sowie die Arbeitslöhne und dergl. angeben. Alle Pariser Korporationen, sowie die agrarischen und industriellen Zentren der Provinz wurden aufgefordert, das Unternehmen durch Mittheilungen und Daten zu unterstützen. Molinari wollte dieselben in seinem in Paris erscheinenden „*Courrier Français*“ veröffentlichen, um den Arbeitern einen gewissen Ueberblick über die Verhältnisse des Arbeitsmarktes zu geben. Er verlangte zu diesem Zweck die Mitwirkung aller Arbeiter und die Organisation der Arbeitsbörse sollte den Korporationen von Paris und der Provinz zufallen. Aber, erzählt Molinari, die Pariser Arbeiter weigerten sich, an dem Unternehmen sich zu betheiligen, aus Furcht, daß eine Veröffentlichung des Standes ihrer Arbeitslöhne viele Arbeiter aus der Provinz und dem Auslande heranzögen und so eine starke Konkurrenz verursachen würde. Dasselbe wiederholte Molinari Anfangs der 50er Jahre seitens der Brüsseler Arbeiter. Nach dem Staatsstreich war er nämlich nach Brüssel überfiedelt und redigirte das Journal „*Die Arbeitsbörse*“ (*La Bourse du Travail*), in welchem er seinen Plan theilweise verwirklichte. Er und sein Bruder gingen von Werkstatte zu Werkstatte, um statistische Thatsachen über die Lage der Arbeiter zu sammeln. Diese Daten wurden dann in seinem Blatt veröffentlicht, aber sowohl Arbeiter wie Unternehmer standen seinem Vorgehen gleich feindlich gegenüber, wenn auch aus verschiedenen Gründen. In Folge dessen ging das Blatt nach fünf Monaten schwerer Kämpfe ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Kunst und Literatur.

**A. Ein Blick auf die 59. Ausstellung der Berliner Kunst-Academie.** Die Ausstellung neigt ihrem Ende zu. Es strömten Tausende um Tausende nach dem Landes-Ausstellungsgelände. In den Ausstellungsräumen, den Restaurants, besonders in der „*Ostria*“, deren Ausstattung von einer schreienden Geschmackloshheit, von „wenig Wiß und viel Behagen“ zeugt, sowie in den umgebenden Park- und Garten-Anlagen drängten sich die Massen des Publikums. Zwei abwechselnd spielende Militärkapellen spendeten unermüdetlich ihre mehr oder minder leicht gewogenen Gaben. Eine Eintrittskarte, ein Katalog, ein Glas Bier sind für den Besucher unentbehrliche Gegenstände zu verhältnismäßig hohen Preisen. Jeder Einzelne aus dem fast unentwirrbaren Menschenkneuel hat seine Opfergaben auf dem „*Kunstaltar*“ niedergelegt.

Leute, welche die hauptstädtischen Verhältnisse obenhin zu beobachten gewohnt sind, können sich befriedigt sagen, daß die uns umgebenden Zustände doch recht zufriedenstellender Natur seien; und dieser durch die äußere Umgebung hervorgerufene Eindruck wird in der Phantasie bei Betrachtung der einzelnen Ausstellungsgegenstände noch bei weitem verhärtet worden sein. Nicht nur in Berlin, im ganzen Lande, in der Welt sogar steht es hiernach vortrefflich

mit allem Volke. Man sage bei Leibe nicht, daß es der moderne Durchschnittskünstler verlohne, ins volle Menschenleben hineinzuergreifen, daß er die Objekte seiner Darstellung nicht der „*Beobachtung des Volkes*“ entnehme! Keine, nein! Aber wie denn? Da erscheint unter liebes Volk wohlgenüht im Sonntagshabit, ein Blümlein am Hut und mit der aufgemalten Feiertagsstimmung im wohlgenährten Gesicht. Jeweilen arrangirt man ihm die Kleidung etwas einfach, da und dort schaut ein Flächchen heraus, aber wie behusamt, wie säuberlich ist das behandelt! Nur keine Risse, keine Fugen, — das könnte ernst gedeutet werden, zu Vergleichens Anlaß bieten!

Das Volk, wie es die Ausstellung zeigt, nimmt gewiß keine hohe geistige Stufe ein, aber gesund und satt ist es und entschieden glücklich. Mit der Sicherheit routinirter Seltzänger schreiten die Künstler an dem furchtbar gähnenden sozialen Abgrund unserer Zeit dahin. Es ist erstaunlich. Die gesellschaftlichen Konflikte, die Himmel und Hölle gegeneinander in den Kampf führen, die die Menschenwelt in ihren Grundtiefen erschüttern, sie sind für die Kunst, die „*ein Spiegel, eine kurzgefaßte Chronik*“ ihrer Zeit sein soll, einfach nicht vorhanden. Die Künstler beugen sich bevozt vor den Oberen Jehntausend. Was hat in alle Ewigkeit die freie Kunst mit Betteln und Krächzen gemein?

Und keine Ausnahme? Gewiß! Aber wird dadurch nicht erst recht die Regel bestätigt: Wir werden auf diese Ausnahmen noch später zurückkommen. Kaum irgendwo ein abheimelnder Originalgedanke. Die alten zum Anwidern oft gelosteten Gerichte, immer dieselben ewig langweiligen Gesichter und Figuren, dieselben sterbenden Motive. Im Bereich der Skulptur, welche eine frauenhafte Dürftigkeit, welche eine Impotenz in der Konzeption! Man fühlt sich peinlich berührt von der Kleinlichkeit der künstlerischen Vorwürfe. Eine rühmliche Ausnahme macht „*der elektrische Funke*“ von Vegas; da entfaltet sich Kraft, weht ein freier Lufthauch. Da und dort bricht sich ein unfreiwilliger Humor Bahn, wie z. B. in dem Genrebild von A. v. Berner, welches Bismarck darstellt. Der Kanzler soll als großer Parlamentsredner aufgefaßt werden. Indes, wie ist dies möglich? Bismarck zeigt sich auf dem Wilde mit weit offenem Munde. Er frugt, stotzt. Warum? Ein Griff seiner rechten Hand giebt Aufschluß. Die Rechte vergräbt sich in eine der hinteren Hosentaschen. Er sucht, er vermischt etwas. Welch wichtiger Gegenstand kann sich in diesen hinteren Regionen aufhalten? Ist er vielleicht Schnupfer? Fehlt die Schnupftabakdose, oder gar — das Taschentuch? Wer löst diese Fragen? — Der Philister starrt auf dieses Räthsel, wendet sich aber entrüstet ab, wenn ihm in der Malerei auch nur der Versuch begegnet, ein noch so winziges Stüchchen des sozialen Problems unserer Tage als Stoff zu verwerten. Sein feines ästhetisches Empfinden wird auf das aller Unangenehmste durch jeden leisen Windhauch aus dieser Richtung verlegt.

Diese Versuche und die sozialen Anklänge sind sporadisch vorhanden. Am nachhaltigsten ist diese Gedankrichtung, um nur ein Wort hervorzuheben, in den Holzletern von Bernuth ausgeprägt worden. Ein blühendes, etwa sechszehnjähriges Mädchen schreitet, den Blick düster in die Ferne gelehrt, einen unweagamen Waldweg hinab. Ein erbärmliches Gewand umhüllt die schönen Glieder. Schnell und ohne zu straucheln eilt sie vorwärts, trotzdem eine über schwere Holzlast ihr Kopf und Nacken zu erdrücken scheint. Ihre jüngere, gleichfalls übermäßig beladene Schwester hockt nieder, um den verunwundenen Fuß mit einigen Lappen zu verbinden, während der Bruder, ein ungefähr neunjähriger Knabe, zurückgeblieben und unter seiner Würde zusammengekriecht ist. Mit dumpfer Resignation starrt das Proletariatskind vor sich hin. Es liegt ein unaussprechliches Wehe auf diesen kindlichen Zügen, als wären sie von einer Ahnung künftiger Dinge überhaucht: sollst Du Dein Lebenlang im Schweiße Deines Angesichts arbeiten und ... verkommen. Leider steht die Technik dieses Gemäldes nicht auf der Höhe seines geistigen Inhalts.

Ein stimmungsvolles Bild ist „*Der Zweifler*“ von Valentini. Uebrigens weist die ganze Ausstellung in ihrem Mahnen kein modern-soziales Zeitbild auf von der Tiefe der Wahrheit, der Kraft der Plastik und der ergreifenden Schönheit und Einfachheit der „*Näherin*“ von Harburger. Darin steht soziale Poesie.

Alles in allem steht es mit der 59. Ausstellung, einige Ausnahmeproduktionen von Vied, Rauer u. a. abgerechnet, auf recht schwachen Füßen, wenn es die „*Kunst*“ auch unbetritten vertritt, sich ihr tägliches Brot mit allem Jubel zur erschwanzeln. Darüber darf man sich heutzutage nicht wundern. Eine andere Frage aber ist es, ob man mit gefärbtem Auge die leisen Spuren eines späteren Umschwungs in der Kunst wahrzunehmen vermag. Täuscht nicht alles, so sind diese Spuren vorhanden.

**Von der internationalen Bibliothek** (Verlag von J. S. B. Dietz in Stuttgart) liegt nunmehr der vierte Band in der bekannten soliden äußeren Ausstattung und zu dem gleichen mäßigen Preise wie die Vorgänger (er kostet drockiert 1 Mark, gebunden 1,50 Mark) vor. Derselbe behandelt die ländliche Arbeiterfrage und ist ein frei bearbeiteter deutscher Auszug aus dem gleichnamigen russischen Werke von R. Kadlukow. Die ländliche Arbeiterfrage macht sich in neuerer Zeit ebenso geltend wie die industrielle Arbeiterfrage, und es ist deshalb nur zu begrüßen, daß der Verfasser in dem vorliegenden Buche dem sozialwissenschaftlichen Laien einen Einblick in die ziemlich einfachen Prinzipien der komplizierten Erscheinungen auf agrarischem Gebiete vermittelt. Das Buch weist in der Einleitung nach, daß die ländliche Arbeiterfrage eine europäische ist und international zu werden droht, dann wiew an der englischen Landwirtschaft und ihren Arbeitern in eingehender, auf Thatsachen fußender Darstellung das Wesen der ländlichen Arbeiterfrage und ihrer bestimmenden Momente erörtert und in einem Schlußwort werden die gefundenen Wahrheiten allgemein und speziell auf die einschlägigen deutschen Verhältnisse und Bestrebungen in kritischer Weise angewendet. Das Werkchen ist hiernach allen, die sich für die Arbeiterfrage überhaupt interessieren, zu empfehlen.

## Politische Nachrichten.

Der neuerdings wieder auf ein Jahr verlängerte sog. kleine Belagerungszustand über Berlin enthält zum ersten Male unter Anderem die Bestimmung, daß „*die Verbreitung von Druckschriften auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder an anderen öffentlichen Orten ohne besondere polizeiliche Erlaubniß verboten ist*.“ Das Bedenkliche dieser Bestimmung liegt auf der Hand; man könnte mit ihr den gesammten Straßenverkauf aller Zeitungen unterdrücken. Es ist daher sehr natürlich, daß diese Bestimmung bis in die Reihen der freikonservativen Blätter hinein lebhaften Kritik findet. Die Herren sträuben sich eben dagegen, die Beschränkung und das Sozialistengefäß, das ihre politischen Freunde mit haben machen und oft genug verlängern geflossen, wenigstens formell auf sich ausdehnen zu lassen, wenn sie auch thatsächlich niemals von ihnen betroffen würden. Daß diese „*Bedenken*“ nicht ganz ungerechtfertigt sind und daß diese Bestimmung die zu erlassen der Bundesrath nach dem Wortlaut des Sozialistengesetzes allerdings befugt ist, zu Zwecken mißbraucht werden kann, die zur Beseitigung „*einer Gefahr für die öffentliche Sicherheit*“ in gar keiner Beziehung stehen, das beweist eine Ausführungsverordnung, die der Polizeipräsi-

\* Aus der Monatschrift „*Deutsche Worte*“, herausgegeben von Engelbert Bernerstorffer, Wien. Einige Uebertreibungen der Wirklichkeit einer Arbeitsbörse wird der Leser selber richtig zu stellen wissen.

dent nunmehr erlassen hat. In dieser wird allerdings die Verbreitung der regelmäßigen Auflagen periodischer Druckschriften, also in der Hauptsache der Zeitungen, „unter Vorbehalt des Widerrufs“ und die Verbreitung von Druckschriften, die lediglich den Zwecken des Gewerbes und Verkehrs dienen, vorbehaltlos genehmigt, dann aber heißt es: „Die Verbreitung aller anderen Druckschriften z. B. Flugblätter, Extrablätter bedarf der jedesmaligen polizeilichen Genehmigung.“ Bei Flugblättern könnte man allenfalls noch an solche sozialdemokratischer Tendenz denken, wenn es nicht bekannt wäre, daß diese nie auf öffentlichen Straßen oder Plätzen, sondern in den Häusern verbreitet werden. Sie können also durch den neuen Erlass gar nicht getroffen werden. Bereits wird auch offiziös mitgeteilt, daß diese Bestimmung den Zweck habe, „dem Extrablatt-Schwindel in Berlin zu steuern.“ Dieser Zweck mag ja löblich sein: es besteht allerdings in Berlin seit einigen Jahren ein Extrablatt-Schwindel, obfure Drucker oder Verleger lassen unter dem beliebigen Auf: Neues! Neues! Extrablätter verbreiten, in denen die Kunde von einem Unglücksfall, oder einer alten Mordgeschichte, zuweilen auch eine politische Nachricht steht, die durch die Zeitungen längst bekannt sind. Die Käufer eines solchen Extrablattes werden thätlich um ihre 10 Pfennige betrogen, und man könnte diesem Unfug, ganz gut dadurch steuern, daß man die einzelnen Fälle als Betrug oder auch als den jetzt so beliebten „groben Unfug“ verfolgte. Das Sozialistengesetz aber dazu zu benutzen, ist sicher unbedeutend, und man muß gegen diesen ersten offenen Versuch einer falschen Anwendung der Ausnahmemaßregeln energische Verwahrung einlegen. Thatsächlich würden also jetzt die Extrablätter in Berlin einer Zensur unterliegen, die Polizei hätte es damit in der Hand, die Verbreitung ihr unliebsame politische Nachrichten, und es können das sehr wichtige sein, erheblich zu verzögern. Praktisch wird die Ausgabe von Extrablättern sogar in den meisten Fällen unmöglich werden, denn dem Entschluß beim Eintreffen einer wichtigen Nachricht ein Extrablatt auszugeben, muß die Ausführung so schnell folgen, daß die Einholung einer polizeilichen Genehmigung, namentlich in den Abendstunden, oder an Sonn- und Feiertagen das ganze Unternehmen vereitelt. Es handelt sich hier wieder um einen der jetzt nicht mehr seltenen Versuche, die Beseitigung eines wirklichen oder vermeintlichen Mißstandes zu einer allgemeinen Freiheitsbeschränkung zu benutzen.

Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie tagte im Laufe dieser Woche in St. Gallen. Ueber den Verlauf der Verhandlungen sind bisher folgende Berichte eingetroffen:

St. Gallen, den 3. Oktober. Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie ist seit gestern Abend hier versammelt. Derselbe ist sehr zahlreich aus allen Gegenden Deutschlands besucht und ist ein großer Theil der bekannten Führer, namentlich der gegenwärtigen, und die früheren Abgeordneten erschienen. Man bemerkt u. A. die Herren Bebel, Liebknecht, Hasenclever, Singer, Auer, Bod, Kayser, Meister, Grillenberger, Ködiger, Gejer, Bloss, Raden u. A. m. Als ausländische Gäste

sind Herr Bar aus London und Herr Dr. Adler aus Wien, ferner Frau Guillaume-Schad anwesend. Den Vorsitz des Parteitages führen die Herren Hasenclever und Singer. Die Verhandlungen dürften mindestens drei Tage in Anspruch nehmen. Zum ersten Gegenstand der Tagesordnung: „Geschäftsbericht des Fraktionsvorstandes“ wird von Bebel folgende Resolution beantragt: „Der Parteitag fordert die Genossen auf, der Flucht von Parteigenossen wegen drohender Prozesse oder Gefängnisstrafen möglichst entgegenzutreten und event. jede materielle Unterstützung zu versagen.“ Die Resolution findet einstimmig Annahme.

St. Gallen, den 4. Oktober. Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie beschäftigte sich gestern und heute mit der Haltung der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage und in den Landtagen der Einzelstaaten. Referenten waren die Abgg. Hasenclever, Bebel und Singer. Es wurden die einzelnen Fragen, zu denen die sozialdemokratischen Abgeordneten Stellung zu nehmen gehabt hatten, von den Rednern aus der Versammlung einer eingehenden Kritik unterzogen. Auch die Frage der Dampfersubvention, zu welcher die frühere Fraktion der Sozialdemokratie im Reichstage in ihrer Majorität eine nicht unbedingt ablehnende Haltung eingenommen hatte, führte zu einer lebhaften Erörterung, bei welcher sich die gegenseitigen Anschauungen abklärten. Zum Schluß wurde vom Parteitag eine Resolution angenommen, die unter Anerkennung der positiven Thätigkeit der Abgeordneten dieselben auffordert, ihre kritische und oppositionelle Thätigkeit weiter zu üben. — Heute, Dienstag, Nachmittag hielt Herr Auer einen interessanten Vortrag über Zoll- und Steuersysteme, der mit viel einschlägigem Material versehen war und die lebhafteste Anerkennung der Versammlung fand. Derselbe Redner erörterte auch die Arbeiterchutzgesetzgebung unter allseitiger Zustimmung. Schließlich gelangte eine Resolution zur Abstimmung, die sich gegen Schutzzölle und Monopole ausspricht und bezüglich der Sozialreform betont, daß es den herrschenden Klassen an dem erforderlichen guten Willen fehle, eine durchgreifende Sozialreform durchzuführen, wie sich bei den Reichstagsverhandlungen gezeigt habe. — Die Diskussion über diese Vorträge und über die Resolution begann Dienstag Nachmittag.

St. Gallen, den 5. Oktober. Die von dem früheren Reichstagsabgeordneten, Herrn Auer, eingebrachte, bereits kurz skizzierte Resolution in Bezug auf das Steuersystem, die Sozialreform und die Arbeiterchutzgesetze, wurde einstimmig angenommen. — Darauf trat der Parteitag in die Diskussion über den vierten Punkt der Tagesordnung ein. Der Referent, Herr Liebknecht, rechtfertigte das Verhalten des Central-Wahlkomitees bei den letzten Wahlen und schlug vor, im Wesentlichen bei dem seitherigen Verhalten zu beharren. Jedoch empfehle es sich nach den gemachten Erfahrungen, bei Stichwahlen sich der Stimmabgabe zu enthalten. Ferner seien Doppelkandidaturen zu vermeiden. Bei den Reichstagswahlen müsse überall, wo Parteigenossen vorhanden, ein eigener Kandidat aufgestellt werden. — Diese Anschauungen wurden von Herrn Bebel in eine Resolution gefaßt und vom Parteitag angenommen. Derselbe Abgeordnete empfahl zu gleicher Zeit die Theilnahme an Landtags- und

Stadterordnetenwahlen, wo Aussicht auf Erfolg sei. Auch ein dahin zielender Antrag wurde angenommen. Nunmehr hielt Herr Bebel einen Vortrag über die Nothwendigkeit der Einberufung eines internationalen Arbeitertages, zu gemeinsamem Vorgehen in Bezug auf die Arbeiterchutzgesetzgebung. Ein Antrag, im Herbst 1888 einen Arbeitertag zu genanntem Zwecke einzuberufen, wurde angenommen.

In der Donnerstags-Verhandlung des Reichsgerichts im Prozeß Neve sprach Neve, wie die „Nat.-Ztg.“ erzählt, eine halbe Stunde für Freisprechung, während der Ober-Rechtsanwalt über zehn Jahre Zuchthaus beantragt hatte. Die Publikation des Urtheils soll Montag 12 Uhr erfolgen.

Eine Verschärfung des kleinen Belagerungs-zustandes ist auch für Altona, Harburg und Lauenburg erfolgt, indem man bei der Verlängerung sowohl die in Berlin bereits im vorigen Jahre eingeführte Bestimmung, daß Versammlungen, in welchen öffentliche Angelegenheiten erörtert oder berathen werden sollen, der schriftlichen Genehmigung der Ortspolizeibehörde bedürfen, auch dort in Kraft gesetzt und gleichzeitig das Verbot der Vertheilung von Druckschriften auf öffentlichen Straßen u. ohne polizeiliche Genehmigung auch für Altona, Harburg, Lauenburg u. erlassen hat. Der Senat der Freien Stadt Hamburg glaubt, daß für das hamburgische Gebiet das Recht der Ausweisung genügt, und hat die für die angrenzenden preussischen Gebiete erlassenen Bestimmungen für Hamburg nicht beantragt.

Das sächsische Vereinsgesetz ist neuerdings durch eine Entscheidung des Chemnitzer Schöffengerichts „vervollkommen“ worden. In einer Klagefahde wider den sozialistischen Führer Karl Niemann in Chemnitz, der in Gemeinschaft mit zwei anderen Gefinnungsgenossen das sozialdemokratische Central-Wahlkomitee für die bevorstehenden Landtagswahlen bildet, ist seitens des Chemnitzer Gerichtshofes dahin entschieden worden, daß ein solches Wahlkomitee, ganz gleichgiltig ob es aus zwei oder mehr Personen besteht, als ein politischer Verein im Sinne des § 19. des sächsischen Vereinsgesetzes anzufassen sei. Niemann, der eine ähnliche Auffassung der Chemnitzer Polizeibehörde nicht geübt und deshalb die Einreichung von Statuten verweigert hatte, wurde in Folge dessen zu 10 Mk. Geldbuße oder drei Tagen Haft verurtheilt. Es bleibt nunmehr abzuwarten, ob die Staatsanwaltschaft auch gegen sämtliche ordnungsparteiliche Wahlkomitees das Verfahren wegen Uebertretung des Vereinsgesetzes einleiten wird. — Interessant ist, daß die sächsische Justiz in obiger Entscheidung den alten Grundsatz „Tres faciunt collegium“ (drei sind zu einem Collegium nöthig) abgeschafft hat.

### Briefkasten.

**W. S. Müllerstr.** Wer in einem Zivilprozeß als Partei einen Eid zu schwören hat, wird nicht befragt, ob er bereits vorbestraft ist. Er kann also seine etwaigen Vorstrafen einfach verschweigen, ohne sich im Geringsten strafbar zu machen. — Die beigelegte Briefmarke steht zu Ihrer Verfügung.

## Bekanntmachung.

### Zimmerleute Berlins und Umgegend.

Wir ersuchen Euch, die gefassten Beschlüsse unbedingt aufrecht zu erhalten. Verweist alle Arbeit suchenden Gesellen an den **Nachweis, Benthstraße 10.** Alle diejenigen, welche noch keine Kontrollkarte haben, mögen dieselben unverzüglich abholen. (Größere Plätze beauftragen Einen.) Das Bureau ist für die Gesellen Wochentags Vormittags von 7-9 Uhr, Nachmittags von 4-7 Uhr, Sonntags von 9-12 Uhr geöffnet. Die Arbeit-Ausgabe an die Gesellen findet Wochentags, Vorm. Punkt 8 Uhr, Nachm. 4 Uhr, Sonntags 11 Uhr statt. Während der andern festgesetzten Zeit hat der Bureau-Vorstand alle andern Arbeiten zu erledigen, infolge dessen ist der Aufenthalt im Bureau Niemandem länger gestattet als unbedingt nöthig, andere Räume des Lokals können zum Aufenthalt benutzt werden. Sämtliche noch ausstehenden Sammellisten sind sofort abzugeben.

Der Arbeitsnachweis der Zimmerer Berlins und Umgegend.

**Verein der Kistenmacher.**  
**Mitglieder-Versammlung**  
am Montag, den 10. Oktober, Abends 9 Uhr, in den **Arminhallen, Kommandantenstr. 20.**  
Tagesordnung: 1. Abrechnung vom 3. Quartal; 2. Innere Vereinsangelegenheiten und Ausgabe der Mitgliedslisten zum Stiftungsfeste; 3. Verschiedenes.  
Der Vorstand.

**Central-Kranken- u. Begräbniskasse für Frauen und Mädchen**  
(E. S. 26 in Offenbach)

Am Sonnabend, den 22. Oktober d. J.,  
**3. Stiftungsfest**, verbunden mit  
im **City-Hôtel, Dresdenerstr. 52-53.**  
Billets für Herren 50 Pf., für Damen 30 Pf.

Der Reinertrag ist zu einem Unterstützungsfonds für ausgeheuete hilfsbedürftige Mitglieder bestimmt. — Billets sind in den Jahrestellen zu haben.

**Restaurant zum Ambos**  
Für Bierkenner!

Allen Freunden eines guten Trunkes erlaube mir mein ausgezeichnetes Weiß- u. Bairisch-Bier zu empfehlen. **Gust. Tempel, Breslauerstr. 27.**

Am 1. Oktober 1887. Am 1. Oktober 1887.  
44. Prinzenstr. 44. 44. Prinzenstr. 44.  
**Geschäfts-Eröffnung!**  
**Cigarren und Tabake.**  
44. Prinzenstraße 44.  
**Fritz Kunert.**

**Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin**  
von  
**Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**  
Reelle Waare. Prompte Bedienung.

**Buch- und Steindruckerei**  
von **F. POSEKEL**  
Berlin S.O., Oranien-Strasse 23,  
empfiehlt sich zur prompten und saubersten Ausführung aller Drucksachen.  
Für Vereine fertige ich zu mässigsten Preisen:  
Auftrags-, Jahresberichte, Kassenabschlüsse, Statuten, Cirkulare, Mitgliedsbücher, Plakate, Programme, Billets etc.

Meinen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß sich mein  
**„Neu eröffnetes“ Tabak- und Cigarren-Lager**  
seit 1. Oktober **Rüdersdorferstraße 20** befindet.  
Es wird mein Bestreben sein, meine anerkannt beste 5 und 6 Pfennig Cigarren auch weiter zu führen. Nachweislich nur eigenes, kein Zuchthaus-Fabrikat.  
Achtungsvoll  
**Hermann Laske, Rüdersdorferstr. 20.**

**Fachverein der Tischler.**  
Dienstag, den 11. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr,  
in **Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.**  
**Mitglieder-Versammlung.**

**Tages-Ordnung:**  
1. Vortrag des Herrn Dr. Bohn über „Darwin's Lehre vom Kampf um's Dasein.“ 2. Vereinsangelegenheiten. 3. Fragelasten. — Quittungsbuch legitimirt. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Am Sonnabend, den 15. Oktober veranstaltet der Verein in **Keller's Salon, Andreasstraße 21**, einen **Vereinsball.** Billets hierzu sind mir vorher in der Versammlung, Sonnabends auf den Zahlstellen, sowie bei folgenden Vereinsmitgliedern zu haben: Apelt (Möbelhandlung), Sebastianstraße 27-28; Jelt, Hollmannstr. 1; Grünwald, Prinzenstr. 110; Hof III, bei Schützer, Georgi, Rorigstr. 2; Hof IV; Schulz, Brüderstraße 42; Merkel, Joffenerstr. 33; Hof II; Witt, Ködigerstr. 95; Meinz, Mantelstr. 97; Glöck, Brangelstr. 30; Grabert, Balliadenstraße 43; Palme, Andreasstr. 17; Thierbach, Neue Königstraße 72; Bielestein, Gartenstr. 3 bei Biederstein, und Millarg, Lehrterstr. 22.

Der Vorstand.  
**Fachverein sämtlicher im Drehslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins.**  
**Versammlung**

am Dienstag, d. 11. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, in **Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a.**  
Tagesordnung siehe redaktionellen Theil.

Die Mitglieder werden um zahlreiches Erscheinen dringend ersucht.  
Der Arbeitsnachweis befindet sich **Raunowstraße 78, Restaurant Winger;** Ausgabe der Adressen an Arbeitstische täglich von 8 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends.

Der Vorstand.  
**Fuch, Butolin, Pläsch, Arimmer-Neckhandlg. Karle, Loushterpl. 1, Gde Waldemarstr.**

**Die beste Weisse**  
gibt es bei

**G. Klient,**  
80., Admiralstraße 22.

## „Meine arme Maria.“

Erzählung von Jul. D. Binder.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer und der Bürgermeister erboten sich, der Wittve ein Unterkommen in dem Siechenhaus, ihrer Tochter eine Stellung als Dienstmagd in einer der wohlhabenden Familien des Dries zu verschaffen. Starr vor Erstaunen wurden die beiden Herren, als man ihnen dafür nicht mit Dankesthränen die Hände küßte, sondern alle derartigen Vorschläge, die eine Trennung nöthig machten, auf das Bestimmteste abwies.

Nur die Abende für die Mutter frei behalten — das war der Gedanke, der dem jungen Mädchen der Grund zu Vorwürfen von allen Seiten wurde. Tadelnswerthen Eigensinn, Unlust zur Arbeit, Bettelstolz dichtete ihr jeder an und Viele sahen den Beweis sträflichen Leichtsinns geliefert, als sie, um sich und ihre Mutter zu ernähren, eine der ersten war, die Verdienst in der damals neu erbauten Fabrik suchten.

Für Marie Franke war dieser Entschluß ein Opfer, das sie ihrer Kindesliebe brachte, dessen Größe ihr von Tag zu Tag fühlbarer wurde. Das Klappern und Lärmen der Webestühle, die öbuntdende, dumpfige Atmosphäre belebte ihre Sinne. Von jedem Verkehr hielt sie sich fern. Den Tag über lebte sie wie in einem Traum, aus dem sie erst erwachte, wenn sie am Abend in die ärmliche Dachkammer trat, wo die Mutter ihrer harnte. So machte sie sich alle ihre Genossinnen zu erbitterten Feindinnen. Dazu wurde die Verhaftete mit jedem Tage schöner. Der Mangel an frischer Luft bleichte Mariens Farbe, Kummer und Sorge gaben ihren Zügen Weichheit, um ihren Mund legte sich ein schmerzliches, entsetzendes Lächeln, ihre Augen schimmerten wie von Thau besenchtet und gewannen dadurch den Ausdruck des nach einem in der Ferne verschwimmenden Ziel sich Schnens. Dabei wurden ihre Bewegungen, ihre ganze Haltung, trotz der steten Arbeit, immer leichter. Der Eindruck, den Marie auf jeden Unbefangenen machen mußte, wurde der des Rührenden.

Jahr und Tag hatte Marie schon in der Fabrik gearbeitet, ohne einen der männlichen Angestellten auch nur angesehen zu haben; jeder Annäherung, die versucht wurde, und an solchen fehlte es nicht, begegnete sie mit einem stolzen Schweigen, das mit ihrem Keuschen und mit ihrem Wesen so sehr im Widerspruch stand. Endlich gelang doch einem jüngeren Werkführer eine Annäherung. Marie Franke war eines Tages wieder der Gegenstand der Unterhaltung einiger mißgünstiger Arbeiterinnen gewesen, mit denen sie in einem der großen Webefäle beschäftigt war. Wie scharfe Pfeile flogen die hämischen Bemerkungen hin und her, ohne daß auch nur einer sein Ziel verfehlte. Die Geröstene zeigte durch keine Bewegung, wie sehr sie litt; nicht das Zucken eines Muskels verrieth, wie sich die Arme im Schmerz der ihr geschlagenen Wunden wandte und krümmte. Diese Ruhe reizte einige Lästertungen zu erneuten und immer heftigeren Angriffen; den letzten und schwersten Schlag führte eine der Frauen, die wegen ihres lockeren und leichteren Lebens verrufen war und der der Gang zum Brantweingenuß den Spottnamen „Schnaps-liese“ gebracht hatte.

„Seht Euch unsere Prinzessin an!“ rief diese und stellte sich mit einem lauten Aufschrei vor Marie hin. „Seht wie fein und zimperlich die thut — die reine Unschuld! Götter doch — man könnte wirklich glauben, es wäre was wahres dran. Aber das Komödientenspielen und das Dickschun und das Schwindeln steckt ihr im Blut, das ist ihr angeboren, das hat sie schon von Müttern her. Hochmuth kommt vor dem Fall, sage ich, und sie soll nur zusehn, daß nicht noch mal die Leute mit Fingern nach ihr zeigen. Art läßt nicht von Art, sage ich. Ich war doch schon hier, als die Ziermamsell da geboren wurde, aber daß die alte Franke einen Mann hatte, habe ich nie gesehen. Und die will ehrebare Frauen, wie ich eine bin, über die Schulter ansehen?“

Marie stieß einen lange verhaltenen Schrei tiefsten, seelischen Schmerzes aus und sprang, wie von einer Ratter gebissen, von dem Holzschmel auf. Geduldig hatte sie alle Kränkungen, alle persönlichen Angriffe ertragen, aber als sie ihre Mutter schmähen hörte, da loderte es wie das Feuer eines gerechten Jornes in ihr auf. Mit stammrothem Gesicht trat sie der Verläumderin entgegen. Ehe sie aber Worte fand, kam ihr eine unerwartete Hilfe. Der schon erwähnte junge Werkführer war unbemerkt Zeuge des ihn empörenden Austritts gewesen. Ohne sich auf eine weitere Erklärung einzulassen, machte er von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch und befahl der Schnaps-liese, sofort den Webesaal zu verlassen.

Eine Thränenfluth stürzte aus Mariens Augen. Sie hätte dem Meister nachgehen mögen, um ihm sofort zu danken; aber die verwunderten, fragenden Blicke der übrigen Arbeiterinnen hielten sie zurück. So nahm sie denn ihre Weberei wieder auf und ungestört konnte sie dabei ihren Gedanken nachhängen.

Trotzdem dächte Marien am Abend der schrille Ton der Dampfpeise, der das Zeichen zur Beendigung der Arbeit gab, mehr denn je wie ein Ruf der Erlösung aus

namenloser Qual. Sie ahnte, daß sie jetzt erst recht von mancher ihrer Kolleginnen in den Bann gethan werden würde. Die so plötzlich arbeits- und verdienstlos gewordene Feindin besaß ja die volle Sympathie mancher Anderen, deren Zungen nur von der Furcht vor einem gleichen Schicksal, der Entlassung, im Zaume gehalten wurden.

Als Marie aus dem Fabrikgebäude trat, sah sie auf dem freien Plage vor demselben eine Gruppe von Frauen stehen, in ihrer Mitte die entlassene Liese, die von dem Schein einer Laterne grell beleuchtet, aufgeregter mit den Armen gestikulirte. Marie zog sich wieder in den Schatten des hohen Portals zurück und überlegte, wie sie eine Begegnung mit der rachsüchtigen Megäre vermeiden könne. Und wieder kam ihr der junge Werkführer wie ein ritterlicher Retter. Mit freundlichem Gruß bot er der Zögernden seine Begleitung an. Zitternd an seinem Arme hängend, horchte das junge Mädchen auf seine beruhigenden Worte; ein kurzer Blick in die Gesichter der noch immer unter der Laterne Stehenden zeigte Marien, daß sie ohne Schuß einem thätlichen Angriff nicht entgangen sein würde.

Unter der Nachwirkung der Furcht und Aufregung gab Marie ihrem Begleiter auf dem Wege nach der Wohnung ihrer Mutter nur kurze, einsilbige Antworten auf alle Fragen, die er stellte. Als sie aber dann allein die steile, enge Treppe zu dem Dachkammerchen hinaufstieg, da machte sie sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß jener sie wegen ihres Schweigens und des kalten Abschiedes der Undankbarkeit zeihen könne. Erst in der Nähe ihrer Mutter fand sie ihre Sicherheit und Ruhe so weit wieder, um durch eine scheinbare, unbefangene Heiterkeit jeder Erklärung und Auseinandersetzung enthoben zu sein.

Von neuem Abend an legte Marie den Weg von der Fabrik nach ihrer Wohnung nur noch in Begleitung des Werkführers, Franz König hieß er, zurück. Sie ahnte nur zu gut, daß sie es seiner Vermittlung zu verdanken hatte, als sie nach wenigen Tagen einen Webstuhl in einem kleineren Raum, in dem nur zwei eben der Schule entwachsende Mädchen beschäftigt waren, angewiesen erhielt. Aber wie das Vorgefühl eines drohenden Unheils erfaßte es sie, als König sie fragte, ob er nicht in ihre Wohnung kommen, ihre Mutter besuchen dürfe. Sie fühlte, daß sie darauf keine ausweichende Antwort geben konnte. Sie mußte nun der Mutter auflärende Mittheilung machen.

Franz wurde von der Wittve Franke mit einer mütterlichen Freundlichkeit aufgenommen. Die Frau hatte dem Beschützer ihrer Tochter gegenüber nichts von der verbissenen Härte, mit der sie sonst alle Fremden behandelte. Franz hingegen bot alles auf, um ihre Zuneigung zu gewinnen; er wurde bald ein täglicher Besucher der kleinen, ärmlichen Wohnung. Was Marie unbewußt gefürchtet, das traf früher ein, als sie gedacht: Franz König zeigte es offen, daß er nach ihrer Liebe strebe; je zurückhaltender sie wurde, desto zärtlicher wurde er in seinem Werben. Dabei war die Mutter seine beste Bundesgenossin, die voll Ungeduld die Stunde herbeisehnte, in der sie die Zukunft ihrer Tochter gesichert sehen würde. Vergebens bemühte sich der Werkführer aber, die Wittve zur Annahme von Geschenken zu bewegen, durch die er sie in ihrer kümmerlichen Lage unterstützen wollte. Marie hatte ihrer Mutter ein dahin gehendes Versprechen abgerungen.

So kam des Weihnachtsfestes heran. Franz König hatte sich schon Wochen vorher die Erlaubniß ausgebeten, den Abend mit den beiden Frauen verleben zu dürfen. Er sagte sich, daß an diesem Abend, wo Jeder giebt und nimmt, auch seine Gaben nicht zurückgewiesen werden würden. Es waren sinnig gewählte, den Verhältnissen entsprechende Geschenke und eine geschmückte Tanne, mit denen er in die Wohnung der Wittve trat. Als dann die Weihnachtskerzen strahlten, da leuchtete doch etwas wie von Glück in Mariens Gesicht auf; der Blick, mit dem sie den jungen Mann ansah, hatte das Scheue, Furchtsame verloren. Ermuthigt dadurch gestand dieser ihr nun seine Liebe, hat sie, die Seine zu werden, die Mutter um Segen zu dem Bündniß.

Marie war bestürzt. Daß der Mann, der bittend, flehend fast, vor ihr stand, ein treues, ehliches Herz hatte, das wußte sie. Und doch konnte sie seine Liebe nicht erwidern. Franz König hatte in seinem äußeren nichts von dem, was anziehend auf ein Weib wirken konnte. Seine Bewegungen, sein ungepflegter röthlicher Bart, selbst die Art, wie er sprach, ließen ihn noch unvortheilhafter erscheinen. Wie in einem Nebel tauchte neben ihm vor Marien ein Bild auf, das viel mehr den Märdenprinzen zu gleichen schien, mit denen sie von Jugend auf so vertraut gewesen. Das Nebelbild nahm mehr und mehr Aussehen und Gestalt eines Mannes an, der sie in den letzten Wochen so oft begehrend angeschaut, unter dessen sengendem Blick sie wonneshauernd und bebend erröthet war. Auch jetzt farbte ihr eine Blutwelle wieder Schläfen und Wangen; schien ihr doch der geheime Wunsch, diesen Mann nur noch einmal sehen zu können, als ein Verbrechen.

Franz hielt dieses Erröthen für ein Zeichen jungfräulicher Verschämtheit; ihm selbst schlugen ja alle Pulse höher, weil er dem Gefühl Worte gegeben, das er so lange als ein beseligendes Geheimniß in tiefster Brust verborgen — dieses Erröthen konnte nur ein Zeichen der Liebe sein. Um Marien ihrer Verlegenheit zu entreißen,

schloß er sie, fest von seinem Glück überzeugt, in seine Arme und küßte sie mit der ganzen Gluth und Innigkeit eines Mannes, der sich wieder geliebt weiß. So fühlte er auch nicht, daß die Lippen des jungen Mädchens sich krampfhaft zusammenpreßten, daß die Geliebte wie bewußtlos in seinen Armen lag.

Marien war jedes Wort der Einrede, jede Ablehnung auf der Zunge erstorben. Sie sah nur das selig lächelnde Gesicht ihrer Mutter; es stieg etwas wie Mitleid für den Mann in ihr auf, dem sie zu so großem Danke verpflichtet war. Wie in einem Traum fühlte sie, daß sich eine welke, zitternde Hand segnend auf ihren Scheitel legte. Nun gab es kein Zurück mehr, der Mutter Hoffen und Freuen durfte nicht vereitelt werden.

So wurde Marie Franke des Werkführers Franz König Braut mit dem Bilde eines anderen im Herzen.

Dieser andere war der Neffe des Fabrikbesizers, ein Mann, der an äußeren Vorzügen alles das im vollsten Maße hatte, was Franz entbehrte. Seine geschmeidige Gestalt wurde durch die modische Art, wie er sich kleidete, noch mehr gehoben; volles schwarzes Haar, nur an den Schläfen gelichtet, ein zierlich geschwungener Schnurrbart und wohlerhaltene, glänzend weiße Zähne konnten einen Unerfahrenen über die verlebten und schlaffen Züge in seinem Gesicht leicht hinwegtäuschen. Wer aber aus dem Antlitz eines Menschen dessen Charakter, dessen Leidenschaften und Erlebnisse zu lesen verstand, dem erzählten die scharfen Furchen um Augen und Mund eine ganze Geschichte, dem wurde das cynische Lächeln, das Zittern der schmalen Nasenflügel zu einer beredten Sprache.

Edwin war, dem Drängen seines kinderlosen Oheims nachgebend, in das kleine Fabrikstädtchen gekommen, nachdem er in der Residenz Jahre lang als Lebemann eine der ersten Rollen gespielt hatte. Seiner Ueberzeugung nach hatte er damit das größte Opfer gebracht; aber das reiche Erbe des Fabrikherrn war eines solchen Opfers doch wohl werth. Um sich in der Gunst des Oheims festzusetzen, ging er sogar auf die Bitten desselben ein und übernahm einen Posten in dem Fabrikcomtoir, was ihm schnell genug mit seiner Erhebung zum Geschäftstheilhaber gelohnt wurde.

Wiel interessanter als die Arbeit schien es aber Edwin, unter den Fabrikmädchen Umschau zu halten, ob er nicht eine finde, die es werth sei, mit seinem Wohlwollen beglückt zu werden. Sobald er Marie sah, hatte er auch seine Wahl getroffen. Zuerst war er wie frappirt von der eigenartigen Erscheinung, die ihm wie ein Blümchen Wunderthou vorkam. Der trübe Ernst in den Zügen des jungen Mädchens reizte ihn noch mehr, zog ihn mit einer magischen Gewalt an. Bis dahin hatte er nur lächelnde, heitere Weiber gesehen, vornehme Damen, die das tiefste seelische Weh unter einer fröhlichen Maske zu verbergen mußten, oder sittlich verkommene Geschöpfe, die bei schäumendem Champagner weder an das Gesehene noch an das Morgen dachten, die Lachen und Scherzen als einen unfehlbaren Köder für ihre Nege erprobt hatten.

Bei Edwin stand es fest, daß dieses Mädchen sein werden müsse um jeden Preis. Er zweifelte auch nicht an dem Gelingen. Wie ein kluger Feldherr legte er sich seinen Angriffsplan zurecht, bei dem er alles vernied, was er sonst zur Erreichung seiner Zwecke benützt hatte. Die Gelegenheit zur ersten Annäherung mußte ihm Franz König bieten. Diesen forschte er über Mariens Verhältnisse aus, erbot sich dafür Sorge tragen zu wollen, daß ihre und ihrer Mutter Lage eine bessere werde. Als der Meister ablehnend antwortete, stotternd und zögernd, wie einer, der an sein eigenes Glück nicht zu glauben wagt, erklärte, daß Marie seine Frau werden wolle, daß er selbst genügend für sie und die Mutter sorgen zu können hoffe, da reichte ihm Edwin mit der treuherzigsten Miene die Hand und gab seinen Wünschen in so herzlich warmen Worten Ausdruck, daß der einfache besangene Mensch vollends getäuscht wurde.

Edwin versprach ihm dann, daß er allen Einfluß, den er bei seinem Oheim habe, aufwenden wolle, um dem Meister zu einer besser besoldeten Stelle zu verhelfen. Franz König wußte nichts eiligeres zu thun, als seiner Braut davon Mittheilung zu machen und dabei Edwin ein Loblied zu singen. Er bat Marien sogar, dem jungen Geschäftsherrn bei der ersten besten Gelegenheit für seine Theilnahme und seine Güte zu danken.

Als Edwin sich nun dem jungen Mädchen direkt näherte, da war ihm schon die Brücke geschlagen. Marie dankte ihm, aber sie dachte dabei nur in so fern an ihren Verlobten, als sie ihn mit Edwin verglich und dieser Vergleich konnte nur zum Vortheil des letzteren ausfallen. Die Art, wie der „Herr“ mit ihr sprach, war eine so ganz andere, als die, welche sie bisher gehört. Schon seine Stimme hatte einen Klang, der sich schmeichelnd bis in ihre tiefste Seele drängte; ihr war es, als ob sie durch dieselbe zu einem neuen Leben erweckt würde.

Wie in einem Traum harnte sie noch lange auf die Stelle, an der Edwin gestanden. Auf ihren sonst so ersten Zügen lag jetzt ein seliges Lächeln. Am Abend dieses Tages war sie die erste, welche die Fabrik verließ. So entging sie der Begleitung ihres Verlobten.

(Schluß folgt.)

## Der Entwicklungsgedanke im 18. und 19. Jahrhundert.

y. Die Sturmgloden der französischen Revolution läuteten nicht nur die alten gesellschaftlichen Einrichtungen, sondern auch die alten wissenschaftlichen Methoden zu Grabe. Der Gedanke einer Entwicklung im Natur- und Völkerverleben, welcher unter dem Schutte von zwei Jahrtausenden begraben lag, wurde von den hervorragenden Denkern aus seiner Ruhe aufgestört und auf das Piedestal aller derjenigen Erfahrungen gesetzt, welche die Wissenschaft von den Zeiten der alten Griechen bis in das 19. Jahrhundert hinein errungen hatte. Mit den handgreiflichsten Dingen beginnend, schritt diese wissenschaftliche Methode unablässig vorwärts, bis sie das ganze Natur- und Menschenleben in ihren Herrschaftskreis gezogen.

Als die Bourgeoisie in revolutionärem Zorne die Fesseln des Feudalismus zu sprengen suchte, als sie noch mit dem Idealismus der Jugend das Kraftbewußtsein des Mannesalters verband, da waren ihre herrlichsten Geistes- thaten gegen die aus den alten, gebasteten Zeiten vererbte Religion gerichtet. Die Religion war vor allem diejenige gesellschaftliche Einrichtung, welcher das Zeichen ihres Jahrtausendlangen Ursprungs klar und Allen sichtbar auf die Stirn geschrieben war.

Alle religiösen Diskussionen des Mittelalters, alle wissenschaftlichen Dispute der neueren Zeit hatten die Religion in ihrem todten Sein, in ihrem absoluten Nutzen oder Schaden zum Gegenstand.

Fernab von dem lärmenden Treiben der Welt, in der stillen Gelehrtenstube eines deutschen Geistesriesen, welcher alle gewordene wissenschaftliche Erkenntnis mit jenem Scharfsinn zu überblicken im Stande war, begann jener Gedanke zu keimen, daß die Frage hinsichtlich der Religion falsch gestellt sei, daß die Kritik sie nicht betrachten dürfe in ihrem isolierten Zustande, sondern in lebendigem Zusammenhang mit den sich entwickelnden gesellschaftlichen Einrichtungen. Dieser in seiner Zeit bestgehaltene Gelehrte und Dichter, Lessing, untersuchte zum ersten Mal die Religion nach ihrem psychologischen Ursprung, ihrer gesellschaftlichen Nothwendigkeit und ihrem natürlichen Tode hin.

Es ist natürlich, daß eine solche zum ersten Mal aufgestellte Theorie in ihren Einzelheiten noch stark beeinflusst wird von den gewordenen Anschauungen und Ausdrücken. Ebenso wie Spinoza, der genialste Vertreter des wissenschaftlichen Monismus, seine Lehre durchtränkte mit den aus den dualistischen Anschauungen entstandenen Ausdrücken, so entnahm auch sein begeistertster Schüler die Worte, welche seine neuen Ideen mittheilten, dem Sprachschatz der den entgegengesetzten Anschauungen huldigenden Menschheit.

Das Geniale und kulturhistorische dieser Leistung Lessings bestand darin, daß er der Kritik eine neue Bahn eröffnet hat, wenn auch seine Lösung der Frage vom Standpunkte der entwickelten, materialistischen Geschichtsauffassung im Ganzen und Großen mißlungen ist. Lessing suchte die Entwicklungsgehalte der Religion nicht aus ihrer realen Grundlage, den gesellschaftlichen Produktions- und Vertheilungsverhältnissen der Menschheit, sondern aus einem ihr von außen her gesetzten Zweck zu erklären. Er fand zwar — und das ist das Geniale seiner Kritik — daß die Religion sich entwickle entsprechend der Entwicklung des Menschengeschlechtes, aber bis auf die letzten Ursachen dieser Entwicklung konnte er bei dem Stand der damaligen gesellschaftlichen Institutionen und wissenschaftlichen Erkenntnis nicht vordringen. Er faßte den Zweck der Religion als einen pädagogischen auf und betitelte die kleine Schrift, welche die Wiege einer neuen Religionskritik ist: „Die Erziehung des Menschen geschlechts.“ Sein geistiger Abdruck durchmaß den Weg der weiteren religiösen Entwicklung und schaute bis an das Ende derselben, bis „in die Zeit der Vollendung, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist und nicht, weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind.“

Aber sein kühnes Auge durchdrang nicht nur die Dunkelheit, welche sich um die Religion gelagert hatte, sondern es durchschaute auch die Räthsel der menschlichen Gesellschaft und des Staates. Und auch hier in dem kleinen Zwiegespräch zwischen Ernst und Falk müssen wir die genialen Geistesblitze bewundern, welche die um das Wesen des Staates sich lagernden Vorurtheile zerstreuten. Lessing führte bereits die Existenz des Staates auf die Eigenthumsverhältnisse der Gesellschaft zurück und er sah bereits ein, daß der Staat ein Machtmittel in den Händen der jeweilig herrschenden Klasse sei.

Sein freiheitsliebender Geist witterte bereits die Luft der Zukunft, die Luft der Gleichheit. Mit welcher melancholischen Sehnsucht strebt er in dieser kleinen Schrift, deren Fortsetzung in Folge „eines bittenden Winkes höheren Ortes“ leider unterblieb, heraus aus der dumpfen Atmosphäre der Ungleichheit in der menschlichen Gesellschaft und erbaut in seinem Geiste einen idealen Freimaurerorden mit jener Gleichheit, „die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte, sie endlich in Gesellschaft von Menschen athmen zu können, die über alle bürgerlichen Modifikationen hinweg zu denken verstehen, ohne sich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verständigen.“

Auch im fernen Osten Deutschlands wurden zu gleicher Zeit die Nebel der früheren Naturanschauung durchbrochen durch die epochemachenden Ideen des Philosophen Kant. Hatte Newton die Bahn der Planeten um die Sonne als konstant in Vergangenheit und Zukunft hingestellt und dem ganzen Sonnensystem ewige Dauer verliehen, so stellte im Gegensatz hierzu Kant seine sogenannte Nebulartheorie auf, welche am Anfang unseres Jahrhunderts von dem

größten französischen Astronomen Laplace erweitert und ausgebaut wurde. Der Anschauung Newton's von dem ewig Starren im Sonnensystem setzte Kant die Idee einer allmählichen Entwicklung siegreich entgegen und beleuchtete den Anfang, das Fortschreiten und das Ende derselben. Seine Theorie ging darauf hinaus, daß die Sonne und die um sie sich bewegenden Planeten aus einer immer vor- schreitenden Erkaltung der glühenden Gasmassen resultire, und daß die Bahnen derselben um die Sonne sich allmählich verengten. —

Es war der erste folgenschwere Schritt, den der Gedanke der Entwicklung, unterstützt durch die Resultate von zwei Jahrtausenden Wissenschaft, auf dem festen Boden der veralteten Theorien machte.

Die französische Revolution hatte mittlerweile die menschliche Gesellschaft dem Ideentreife der Denker näher gerückt. Besonders die Philosophen Deutschlands, welche stets geneigt waren, Spekulationen nachzujagen und eine Welt von Phantasien und Abstraktionen in ihrem Kopfe zu erzeugen, fanden nun einen neuen Gegenstand, an dem sie ihre spekulativen Zähne wegen konnten. Unter den Philosophen im ersten Viertel unseres Jahrhunderts beherrschte ein System das andere, eine Rechts- und Staats- theorie warf der anderen Unwissenschaftlichkeit vor, die Naturphilosophen erhoben den Anspruch, daß ihre aus ihrer Phantasie hervorgewachsene Welt ein die Wirklichkeit umfassendes Ganze sei; — daneben wurde auch manches Gute und Dauerhafte zu Tage gefördert; aber im Ganzen bildeten die wüsten Spekulationen eine wahre Sündflut, aus der allein als ein fester Pfeiler Hegel emporstieg.

Hegel unterschied sich von seinen Vorgängern und Zeitgenossen nicht durch den Inhalt seiner Philosophie, sondern durch die neue Methode, die er einführte. Die geistige Atmosphäre, in der Hegel sich entwickelte und in der er auch seine Wurzel schlug, war erfüllt von idealistischen Ueberschwänglichkeiten und Phrasen. Es war die Zeit der Romantiker, eines Schlegel, Tieck, Novalis, Werner. Wie die Alchimisten des Mittelalters ihre ganzen Geisteskräfte anstregten, den Stein der Weisen zu finden, so verwandten die Denker jener Zeit ihr ganzes Können und Wissen darauf, „in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol“ zu finden — das absolut Gute, das absolut Vernünftige. So auch Hegel. Es war dieses ein Tribut, den er seiner Zeit zollte. Auch Hegel verfiel in den Irrthum, daß man Natur- und Kulturerscheinungen in ein fest abgeschlossenes System bringen und mit dem Maßstab des Absoluten messen könne. Seine Ideen erhoben sich gleich dem Pegasus der zeitgenössischen Dichter über Zeit und Raum und mußten so für Zeit und Raum unwirksam sein.

Aber gleichwohl hat dieser Denker die Wissenschaft bereichert und eine Wirkung auf die Zukunft erreicht, wie je ein Denker vor ihm. Er sieht „bewaffnet mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts“ an der Eingangspforte einer neuen wissenschaftlichen Methode — der Dialektik. Er war der Erste, welcher die Lehre Spinozas von der Nothwendigkeit aller Erscheinungen auf die Geschichte anwandte und so wissenschaftliches Verständnis für die ganze vergangene Geschichte erzeugte. Zum ersten Male wurde die Geschichte dargestellt als ein Ganzes, welches aus einander berührenden und durch den Ritt eherner Nothwendigkeit mit einander verbundenen Erscheinungen besteht. Die Geschichte der Vergangenheit war nicht mehr, wie in den Köpfen der französischen Materialisten, eine Geschichte von Räubern und Betrügnern, die Religionen nicht mehr Systeme von einigen Schwindlern und Tyrannen, zur Unterdrückung der Menschheit erdacht, die Rechtsanschauungen nicht mehr willkürliche, den Interessen der Fürsten dienende, sondern alles was war und ist, wurde in seinem organischen Zusammenhange mit der Vergangenheit betrachtet. Der von Hegel aufgestellte und so häufig angegriffene Satz: „Alles was ist, ist vernünftig“ bedeutet nichts anderes, als daß jede Erscheinung in der Geschichte aus bestimmten Voraussetzungen emporgewachsen, also nothwendig, also vernünftig sei.

Es war ein bedeutsamer Schritt, den die deutsche Philosophie machte, da sie die Begriffe Nothwendigkeit und Vernunft einander gleichsetzte. Man sollte meinen, daß Hegel damit dem absolut Guten und Vernünftigen den Todesstoß versetzt hätte. Und in der That war diese dialektische Seite seiner Philosophie die revolutionäre, einer weiteren Entwicklung fähige. Damit mußte aber diese Entwicklungstheorie in einen Konflikt mit dem abgeschlossenen philosophischen System Hegels gerathen. Auf der einen Seite Nothwendigkeit und Entwicklung, auf der anderen menschliche Willensfreiheit und absolute Wahrheit. Um beide Gegensätze zu einem Ganzen zu verbinden, that Hegel den verhängnißvollen Schritt, die Entwicklung auf den Kopf zu stellen und ihr als äußerstes Ziel, gleich seinem Vorgänger Fichte, den absoluten Vernunftstaat hinzustellen, sie also anstatt aus den materiellen Verhältnissen, aus der Idee zu erklären. Er war deutscher Professor an der Berliner Universität und Idealist.

Aber diejenigen Keime seiner Philosophie, welche gesund und entwicklungsfähig waren, wurden von seinen befähigtesten Schülern weitergebildet und im Sinne der entwickelten Naturerscheinungen erweitert.

Auch in den Naturwissenschaften war wie in der Philosophie der Kampf zwischen den Vertretern der Entwicklung und denen des Starren, Ewigen entbrannt. Schritt um Schritt erkämpfte sich die erste Partei weiteren Boden, bis sie endlich die Fahne des Sieges auf der ganzen Linie aufpflanzen konnte. Sprach früher die Naturwissenschaft von vielen selbstständigen Kräften, die seit Ewigkeit im Weltall thätig sind, betrachtete man Licht,

Wärme, Elektrizität u. s. w. als von einander geschiedene, in die Materie gepflanzte Kräfte, so gelang es allmählich, diese Unterschiede zu beseitigen und alle im Weltall befindlichen Kräfte auf eine einzige zurückzuführen. Das Gesetz von der Verwandlung der Energie betrachtet alle Kräfte nur als eine Umwandlung der ursprünglichen, einzigen, der Bewegungskraft, der Anziehungs- und Abstößungskraft der Moleküle.

Der Gedanke, die Entwicklung auch auf alle Erscheinungen in der Natur anzuwenden, die Schranken zwischen den anscheinend starren und festen Dingen völlig nieder zu reißen, schritt rüstig vorwärts. Das Experiment bewies, daß auch die Grenzen zwischen festen, flüssigen und luftförmigen Stoffen nicht in den Dingen selbst liegen, sondern aus den Umgebungsurachen zu erklären seien. Noch bestand aber eine feste Grenzmauer zwischen den Thieren und Pflanzen. Seitdem Schwann und nach ihm Virchow die kleinsten Bestandtheile der Pflanzen und Thiere mikroskopisch untersucht und ihren gemeinsamen Charakter erkannt hatten, hat der Gedanke, daß jedes Thier und jede Pflanze zusammengesetzt sei aus Zellen, welchen ein individuelles Leben zukomme, alle Gegner aus dem Felde geschlagen und eine vollständige Einheit in der ganzen organischen Natur nachgewiesen.

Aber noch war die chinesische Mauer, welche der Mensch um sich gegen die übrige Natur gezogen hatte, unverfehrt. Die Wissenschaft hatte es bestätigt, daß in dem Organismus des Menschen eine Kraft thätig sei, die man nirgend anderswo in der Natur finde, die Lebenskraft. Doch auch hier gelang es dem Experiment, alle in menschlichen Organismus thätigen Kräfte aufzulösen in die einfachen Naturkräfte, die überall, wenn auch in veränderter Form, wirken. Es giebt keinen nennenswerthen Vertreter der Naturwissenschaften mehr, der es auch nur wagte, von Lebenskraft zu sprechen.

Allein noch bestand die stärkste Mauer, die fest bestimmten Unterschiede der Arten. Aber auch hierin ist der menschliche Geist zu einer in ihren Grundzügen fast allgemein anerkannten Aufklärung gelangt, zu der Theorie, daß alle Arten durch Vererbung und Anpassung an die Naturbedingungen zu erklären seien. Nachdem Goethe, Geoffroy St. Hilaire, Lamarck diese Lösung des Räthfels ahnend ausgesprochen, trat im Jahre 1859 der englische Forscher Darwin mit der von wissenschaftlichem Ernst getragenen und von den experimentellen Erfahrungen von zwanzig Jahren erfüllten Schrift „die Entstehung der Arten“ in die Schranken. Die Wirkungen dieser weltgeschichtlichen, wissenschaftlichen Erkenntnis auf alle übrigen Wissenschaften waren so ungeheuer, daß nur die univervelle Bildung eines Alexander v. Humboldt sie im Einzelnen zu schildern im Stande wäre.

So waren auch endlich die Ideen des Starren und Ewigen in der Natur ihres letzten Haltes beraubt, und auch auf dem Gebiete des Völkerverlebens traten Umstände ein, durch die das Ideale des Hegelschen Entwicklungsgedankens beseitigt und durch eine reelle Grundlage ersetzt wurde.

Die Bourgeoisie, deren Kampf in den Phantasien der Dichter und Denker ein Kampf für die Befreiung des ganzen Menschengeschlechtes gewesen war, hatte nicht vermocht, die Gleichheit alles dessen, was Menschenantheit trägt, durchzuführen. Im Gegentheil, sie hatte aus der Entwicklung ihrer sozialen Grundlage eine neue Klasse der Unterdrückten erzeugt, welche die Sklaven des Alterthums an Menge und die Leibeigenen des Mittelalters an Unsicherheit der Existenz bei weitem übertraf. Die Industrie, diese stärkste Erzeugerin des bürgerlichen Reichthums, hatte andererseits große Massen von Arbeitern in Fabriksstädten konzentriert und ihnen eine Macht gegeben, die sie bei den isolierten Arbeitsverhältnissen der Vergangenheit früher nie besitzen konnten.

Die Ideen der Freiheit und Gleichheit, welche die französische Revolution in alle Klassen und in alle Länder geschleudert hatte, erzeugten neue Gährungen in den Arbeiter, von denen Jeder das Elend seiner eigenen Existenz in dem Spiegelbilde des Anderen sah. Das erste Wetterleuchten kam aus Frankreich, das zweite aus England. In dem Aufstand der Arbeiter in Lyon im Jahre 1834 und in der englischen Chartisten-Bewegung stießen die neugeborenen Proletariatsmassen ihren ersten Schrei aus. Und dieser Schrei erfaßte auch das Herz und das Mark der anderen Klassen und erzeugte in ihnen zwar wilde Panik, aber in einigen geistig bevorzugten Mitgliedern leidenschaftliche und beredete Begeisterung.

Die Unterdrückten, welche in früheren Zeiten, stumm und in ihr Schicksal ergeben, in den Winkeln der Menschheit gelauert und für die herrschenden Klassen gearbeitet hatten, begannen Selbstbewußtsein zu empfinden, und durch den natürlichen Zusammenhang gekräftigt, gegen das ganze Gesellschaftssystem sich aufzulehnen. Die Industrie selbst hatte diese Massen in den Vordergrund des politischen Lebens geschoben und die unabhängige Wissenschaft sah sich gezwungen, diese neue Erscheinung unter das Secir- messer ihrer Kritik zu nehmen.

In den Köpfen der Menschen begann die Ahnung zu dämmern, daß die Geschichte in Wahrheit nicht durch Fürsten und Kriege, sondern durch Klassenkämpfe gemacht, und daß diese Klassenkämpfe den Fortschritt in der Gesellschaft und im Geistesleben erzeugen. Die unabhängige Wissenschaft konnte von diesem Augenblicke an nichts anderes sein, als eine Vertreterin des Proletariats.

Im Jahre 1859, in demselben Jahre, in welchem Darwins epochemachendes Werk das Licht der Welt erblickte, erschien eine unscheinbare, aber für die Erkenntnis des Gesellschaftslebens nicht minder bedeutungsvolle Schrift

des Privatgelehrten Karl Marx, welche zehn Jahre darauf, im Jahre 1869, zu seinem epochemachenden Werke „Das Kapital“ erweitert wurde. Mit diesem Werk wurde der Idealismus Hegels vom Throne gestoßen, der Entwicklungsgedanke jenes Denkers aber auf seine wahren Grundlagen zurückgeführt und die Entwicklungsgeetze der Epoche des Kapitalismus mit wissenschaftlicher Strenge und statistischen Beweisen aufgedeckt.

Damit trat der Materialismus wiederum in die Schranken, aber nicht mehr in der engen und schiefen Form, die er früher hatte, sondern gestärkt durch die Resultate der Philosophie, Naturwissenschaften und jüngsten Geschichte.

Dadurch erst war es möglich, eine wahrhaft materialistische Geschichtsauffassung zu erzeugen und für die grandiosen Kassenkämpfe der Gegenwart einen wissenschaftlichen Halt zu gewinnen. Den Inhalt dieser materialistischen Geschichtsauffassung zu schildern, sei der Zweck der nächsten Abhandlung.

## Heberlebsel.

Eine kulturhistorische Plauderei.

(Riesformeln. — Opfergebräuche. — Liebesorakel. — Spiele. — Heberlebsel bei den herrschenden Klassen.)

### II.

Bekannter und glaubhafter ist es, daß mit der Grundsteinlegung eines Hauses verbundene Bräuche in alten Opfern ihre Wurzel haben. Wie in Polynesien der Zentralpfeiler eines Tempels auf dem Leichnam eines geopfert Menschen aufgezogen wurde, wie wir in Asien und Afrika Menschenopfer bei Gründung eines Dorfes, beim Aufbau eines Stadthores darbringen sehen, so wurden auch in Europa Kinder bei Grundsteinlegung von Burgen, Stadtmauern, Brücken, Flußwehren, beim Bau von Deichen lebendig eingemauert, um dem Bau Dauer und Glück zu verschaffen. Man hat beim Abbruch oft die Grippe gefunden. Weit verbreitete Sagen tragen Spuren dieses Brauches. Eine der rührendsten meldet uns, daß, als die Burg Liebenstein gegründet wurde, ein kleines Mädchen eingemauert ward, das eine herzlose Landstreicherin gegen Geld hergab. Man gab ihm reichlich zu essen, um es zu beruhigen, während Meister und Gesellen ihrem traurigen Handwerk oblagen. Das Kind rührte die Speisen nicht an, aber es rief, als es noch ein wenig heraussehen konnte: „Mutter, ich sehe dich noch ein klein wenig,“ und zuletzt: „Ach Mann, laß mir doch ein klein Gucklöchlein, daß ich meine Mutter sehen kann.“ Meister und Gesellen befahl endlich ein Grauen und sie weigerten sich, weiter zu mauern. Ein Lehrling that es und das Kind rief noch zuletzt: „Mutter, jetzt sehe ich dich gar nicht mehr.“ — Es ist der zivilisatorischen Arbeit von Jahrhunderten nicht gelungen, diesen grausamen Aberglauben bis auf den letzten Rest auszurotten. Die bösen Geister müssen erst ein Opfer haben, sonst lassen sie den Menschen in dem neuen Heim nicht glücklich werden; diese Vorstellung zieht sich durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende bis auf die Gegenwart. Als 1841 die Elisabethbrücke in Halle gebaut wurde, meinte das Volk, man bedürfe eines Kindes zum Einmauern, und auch von der Eisenbahnbrücke über das Göltschthal geht die Sage, es sei darin ein Kind eingemauert. „Wenn ein Neubau halten soll, so muß er sein Opfer haben, sonst stirbt bald Jemand in dem Hause,“ heißt es in Oldenburg. Der fränkische Bauer glaubt noch heute, daß der für den Tod bestimmt ist, welcher zuerst ein neues Haus betritt; in seiner pfiffig praktischen Art weiß er sich aber zu helfen, er jagt zuerst einen Hund, einen Hahn oder ein Huhn durch die Thür, der Tod muß sich mit diesen begnügen, wie der Teufel in dem Chamisso'schen Gedicht mit den Stoppeln. Die in den Grundstein gelegten Münzen sind ursprünglich kaum etwas anderes, als ein ähnliches Opfer.

Eines wird aus dem Vorhergehenden für jeden Leser hervorgetreten sein: nämlich die starke Neigung des bäuerlichen Standes, alte, abergläubische Sitten beizubehalten. Finden wir in vorwiegend ländlichen Gegenden doch sogar den uralten Brauch noch, dem Todten, wie einem Reisenden, Geld mit in den Sarg zu legen. Im Voigtland soll man den Verstorbenen noch heute mit Gummischuhen und Regenschirm ausrüsten; in Galizien gar mit fetten Bratwürsten. Diese Rücksichtigkeit des Bauern kann nicht befremden. Einmal kann das Bildungswesen auf dem Lande mit dem städtischen nicht rivalisiren, dann aber ist die Atmosphäre, in welcher der Bauer lebt, gleichsam wie geschaffen für das Gedeihen des Aberglaubens.

Wo alles nach bekannten Gesetzen vor sich geht, wo alles genau vorher zu berechnen ist, wird man nirgendwo den Einfluß von Geistern zu sehen verneinen. Nur das bisher noch nicht Erklärte und das Regellose erscheint im Lichte des Geheimnisvollen. Das Wohlergehen des Landmannes hängt nun aber mehr als das anderer Stände von unberechenbaren Umständen ab, von Wind und Wetter, von Trockenheit und Nässe. Hier ist für abergläubische Vorstellungen ein weiter Spielraum gelassen und damit auch für abergläubische Handlungen und Gebräuche. Unser Landmann hat noch heute seine Anzeichen und Orakel, weil er immer in eine ziemlich ungewisse Zukunft blickt und mit allem Nachdenken nichts sicheres darüber zu sagen vermag. Er sucht daher im Flug der Vögel, im Benehmen seiner Arbeitsthiere, in der Stellung der Sterne Rath.

Es ist dieselbe Erscheinung, als wenn eine tiefe Leidenschaft, wie die Liebe, zu alten Ahnungen und Weissagungen greift. Auch das Schicksal in der Liebe ist ja meist unberechenbar und räthselhaft. Ob man Gegenliebe findet, ob man in der Ehe glücklich sein, oder ob Untreue oder Tod die Bande zerreißen wird, an welchen

das Glück des Lebens hängt; wer will es vorhersehen? Wie auf tieferen Stufen der geistigen Entwicklung der Mensch in seiner Hilflosigkeit und Unfähigkeit, aus gegebenen Ursachen auf die kommenden Wirkungen zu schließen, unzähligen unbestimmten Kräften und Geistern einen Einfluß auf sein Schicksal zuschreibt, wie der Flug der Vögel ihm Glück oder Unglück prophezeit, wie die Stellung der Sterne entscheidet, ob seine Lebensbahn empor zu den sonnigen Höhen des Glückes oder abwärts in die Tiefen des Elends führt, wie er aus dem Klang des Schlachtenrufes den Ausgang des Kampfes hört, im Fall der Loose den Willen der Götter erkennt — so klammert sich auch die Liebe in ihrer Rathlosigkeit an ähnliche äußere Anzeichen an. Die noch so verständige und kühle Ueberlegung vermag die Fragen nicht zu beantworten, welche das bangende Herz täglich und stündlich, bald in jauchender Zuversicht, bald in trüber Hoffnungslosigkeit aufwirft. Und wie das Herz ganz erfüllt ist mit seiner Leidenschaft, wie die Liebe alle Gedanken des jungen Mädchens ausfüllt, so bezieht sie auch alle Erscheinungen der Natur und des täglichen Lebens auf sich. Alles scheint mit der Liebe in geheimnißvoller Verbindung zu stehen, sie zu fördern oder zu hemmen; eine Menge oft lächerlicher Regeln muß daher beobachtet werden. Die Mädchen müssen immer ganz herumstricken, ehe sie aufhören, sonst bleibt ihnen der Schatz nicht treu. Liebende dürfen einander keine Schuhe schenken, weil sonst die Liebe „zerläßt“ wird, kein Buch außer dem Gesangbuch, weil sonst die Liebe „verblüht“ wird, keine Schere, Messer oder Nadeln, weil sonst die Liebe durchschnitten und zerstoßen wird, keine Perlen, denn diese bedeuten Thränen. Liebende dürfen nicht von einer Frucht essen, von der ein Theil schon abgebeißt ist.

Wenn es das Mädchen aber in den engen Mauern des Hauses und der Stadt, bei den täglichen Beschäftigungen nicht mehr leidet, wenn es vor seinen eigenen Gedanken Ruhe und Trost in der freien Götternatur sucht, dann scheint alles in Wald und Feld und Wiese neu zu leben und zu weben, um die Räthsel ihrer Liebe zu lösen. Die Vögel rufen im Frühling aus, wieviel Jahre es noch bis zur Hochzeit warten muß, der Wald rauscht sein ewiges Lied, um ihr Glück oder Unglück zuzurufen, die Fluren schmücken sich mit Blumen, damit das Mädchen aus der Zahl der Blätter errathen kann, ob sie geliebt wird oder nicht. Die alte Vorstellung von den geistbeseelten, gottgeweihten Bäumen gewinnt wieder Lebenskraft: in stiller Nacht schleichen die ländlichen Schönen in den Garten, klopfen dreimal an den Baum und sprechen: „Bäumchen, ich schüttele dich; was ich krieg', das regt sich“ und horchen, ob ein in demselben wohnender Geist Antwort giebt. Da hören sie etwa ein Klopfen und schliefen daraus, daß ihr künftiger Mann ein Schmied oder Schuhmacher sein werde. Das Mädchen, dem der Geliebte lau wird, wendet sich an den Mond mit den Worten: „Grüß' dich Gott, lieber Abendstern; ich seh' dich heut' und allzeit gern; scheint der Mond übers Eck, meinem Herzerliebsten auf's Bett; laß ihm nicht Raß, laß ihm nicht Ruh, daß er zu mir kommen mu (muß);“ oder: „ei du mein liebster Abendstern, ich seh' dich heut und allzeit gern; schein hin, schein her, schein über meins Herzerliebsten sein Bett, daß er nicht rastet, nicht ruht, bis er an mich denken thut.“ Am Rhein wird ohne Skrupel selbst der Teufel der Liebe dienstbar gemacht. Am Andreasabend legt sich das neugierige Mädchen oder Bursche umgekehrt ins Bett, den Kopf am Fußende, und sagt dabei: „Ich lege mich nieder in des Teufels Namen!“ Am Witternacht stellt dann der Teufel dem Fragenden die künftige Ehehälfte vor, dabei darf man aber ja kein Wort sprechen. In vielen deutschen Gegenden klopft das Mädchen in der Neujahrs- oder Weihnachtsmitternacht an den Hühnerstall, meldet sich zuerst der Hahn, so macht das Mädchen in dem Jahre Hochzeit; meldet sich die Henne, so bleibt sie ledig. Sie spricht dabei im Erzgebirge und im Voigtlande: „Gadert der Hahn, so krieg' ich ein Man, gadert die Henne, so krieg' ich noch kenn.“ Oder sie pocht in der Christnacht an den Schweinestall; regt sich nichts, so bleibt sie noch ein Jahr ledig; grunzt das alte Schwein, so bekommt sie einen älteren Mann; quiekt ein jüngeres, so bekommt sie einen jungen. In anderen Gegenden herrscht die Gewohnheit, in gewissen Nächten die vierundzwanzig Buchstaben mit Kreide an die Thür zu schreiben und dann mit verbundenen Augen danach zu fassen; der gewählte Buchstabe ist der Anfangsbuchstabe vom Namen des künftigen Geliebten. Im Thüringischen zünden die Mädchen, besonders zu Sylvester, Flachsweidel vom Koden an; steigen sie aufwärts, so bedeutet das Glück in der Liebe; oder sie legen zwei solcher Flachskugeln, die Liebenden bezeichnend, auf den Tisch und zünden sie unter einem Reimspruch an; fliegen sie beide brennend in die Höhe, so heirathen sich die beiden.

Die letzten Beispiele sind besonders interessant. Sie zeigen nämlich, wie Gebräuche und Orakel, welche ursprünglich mit dem feierlichsten Ernste ausgeübt und in ihren Ergebnissen nie angezweifelt werden, im Laufe der Jahrhunderte einer tiefen Wandlung unterliegen und — als heitere Spiele sich erhalten und weiter ausbilden. Das Anbrennen von Flachskugeln, das Bleigießen und ähnliches haben ihr altes Ansehen als untrügliche Mittel der Wahrsagung fast ganz eingebüßt, aber sie werden doch der Unterhaltung wegen an langen Winterabenden noch ausgeübt. Betrachten wir nun unsere Spiele, der Erwachsenen sowohl wie der Kinder, etwas näher, so ergiebt sich das überraschende Resultat, daß sie zu einem großen Theil Heberlebsel von alten Ceremonien und Sitten und daher für das Studium der Sittengeschichte wahre Fundgruben sind.

Der Beweis ließe sich eingehend erbringen für viele

unserer Hazardsspiele; so für das Würfel- und Lotteriespiel. Ich fürchte aber, die Geduld der Leser dadurch zu sehr in Anspruch zu nehmen. Ich will jedoch im Vorübergehen darauf hinweisen, daß das Loos wahrscheinlich nur in feierlicher Stunde und zu wichtigen Zwecken in Anwendung kam. Weil dasselbe nach dem Willen der Götter fällt, benutzten es die Wilden, um aus einer Gesellschaft den Dieb herauszufinden. Bei Homer steht die Menge mit erhobenen Händen zu den Göttern, während die Helden im Helm des Atreiden Agamemnon die Loose schütteln, um zu erfahren, wer zuerst mit Hector zum Kampfe gehen und dem wohlumschienten Griechen helfen soll. Noch heute entscheiden die Hindus Streitigkeiten, indem sie vor einem Tempel das Loos werfen und dabei unter dem Rufe: „Laß Gerechtigkeit walten! zeige den Unschuldigen!“ zu den Göttern stehen. Bei den Chinesen finden wir profanen und heiligen Gebrauch nebeneinander. Sie spielen mit Loosen um bares Geld und Zuderwerk, aber sie holen sich daneben noch feierlich Rath bei den Loosen, welche zu diesem Zweck im Tempel aufbewahrt werden. Noch im siebzehnten Jahrhundert war in Europa der Glaube weit verbreitet, das Loos sei „ein Werk von Gottes besonderer und unmittelbarer Vorsehung, ein heiliges Orakel, ein göttliches Urtheil oder Richterspruch; ein leichtsinniger Gebrauch sei daher ein Mißbrauch des Namens Gottes und somit ein Vergehen gegen das dritte Gebot.“ — Auch die Würfel dürften ursprünglich nur zu Gottesurtheilen und Gottesgerichten gebraucht worden sein. Die Negerzauberer werfen noch jetzt die Würfel, um dadurch Diebe zu entdecken.

Das alles sollte nur flüchtig gestreift werden. Leicht kann sich aber jeder Leser selbst davon überzeugen, daß unsere Kinderspiele nicht selten auf früher ernst gemeinte Beschäftigungen zurückweisen.

Unsere Kinder ahmen bekanntlich den Erwachsenen in ihrer Umgebung beiläufig nach. Sie fahren im Spiel auf der Eisenbahn, wobei dieselbe kleine Person oft Maschine, Wagen, Schaffner und Passagier zugleich ist, die Station austrifft, wie eine Lokomotive pfeift und pufst; sie speisen im Spiel zu Mittag, sie spielen Mann und Frau, Lehrer und Schüler. Auch bei den unentwickeltesten Völkern finden wir diesen Nachahmungstrieb. Die Eskimofinder vertreiben sich die Zeit damit, daß sie mit kleinen Bogen und Pfeilen nach einer Scheibe schießen und Schneehütten bauen, welche sie mit einem Stüchchen Lampendocht erleuchten, den sie sich von der Mutter erbettelt haben. Wo der Brautraub als ernste Sitte unter den Erwachsenen noch herrscht, da gehört das Brautrauben auch zu den regelmäßigen Unterhaltungen der kleinen eingeborenen Knaben und Mädchen. Diese kindischen Belustigungen erhalten sich nun gewöhnlich viel länger, als die Sitten, deren Nachahmung sie ursprünglich waren. Bogen und Pfeile dienen uns nicht mehr zur Jagd, die Kinder haben ihre nachgeahmten Miniaturgeschosse bewahrt. Unsere Schützen wissen nicht mehr mit der Armbrust umzugehen, wohl aber lernt es unsere männliche Jugend. Ähnlich steht es mit der Schleuder, welche bekanntlich von der Wilden bis zur klassischen und mittelalterlichen Zeit hinauf mit dem Bogen und Pfeil wetteiferte. Schottische Jungen fassen einander beim „tappie touse“ noch heute beim Schopfe, wie früher der Lehnschür den Lehnsmann bei der Einweisung und sagen: „Willst du mein Mann sein?“ Sie haben keine Ahnung davon, daß sie in ihrem Spiel einen alten symbolischen Gebrauch konserviren, der mit den Lebensverhältnissen, aus denen er erwuchs, zu Grabe getragen ward.

Außer im Spiel erhalten sich alte Gewohnheiten noch merkwürdig lange im religiösen Kultus und in den politisch führenden Schichten der Gesellschaft. In den volkstümlichen Kreisen waren Messer von Bronze und Eisen schon seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden in Gebrauch, als man zu religiösen Zwecken, wie zur Beschneidung, noch Messer von Stein verwandte. Der hohe Priester Jupiters in Rom ward mit einem Bronzemesser rasirt. In den Haushaltungen war man schon längst davon abgekommen, Feuer mühsam durch Reibung zu erzeugen, in den Tempeln und bei religiösen Festen erhielt sich die alte Sitte. Noch heute wird bei den Hindus die Altarflamme mit der „Feuerispindel“ angezündet. In Ostpreußen wird in der Johannisnacht, nachdem alle Feuer im Dorfe ausgelöscht sind, ein eichener Pfahl in die Erde gesteckt und auf demselben ein Rad so lange herumgedreht, bis sich Feuer entzündet; an diesem Feuer steckt man andere Scheite an und entzündet damit die neuen Feuer in den Häusern. Auch andere heilige und zauberkräftige Feuer, wie die Nothfeuer gegen Viehseuchen, dürfen in manchen ländlichen Gegenden nur durch Reibung, nie durch Phosphor, höchstens durch Stahl und Stein erzeugt werden. — Die Sprache in unseren Kirchen weicht in ihrer ganzen Bildung weit von der modernen ab; sie entspricht etwa der Luthers in seiner Bibelübersetzung. Ähnlich war es immer. Die Ägypter schrieben ihre heilige Geschichte in Hieroglyphen, nachdem sie für profane Zwecke zu entwidelteren Formen übergegangen waren. Im jüdischen Gottesdienst hat sich das Hebräische, im indischen das Sanskrit, im katholischen das Latein allen sonstigen Umwandlungen zum Trotz behauptet.

Ähnliche Beobachtungen kann Jedermann an unserer Regierungsorgane machen. Unsere Rechtsurkunden zeigen eine Stilisirung, wie sie im gewöhnlichen Leben längst ausgestorben ist. Das alte Gottesgericht lebt im Duell der Offiziere fort. Ganze Beamtenklassen tragen noch heute, wie einst alle Herren vom Stande, den Degen, obwohl sie nie dafür Verwendung haben und auf ihren Köpfen — übrigens auch auf denen unserer Professoren —

tauchen bisweilen Hüte auf, welche längst im Strom der Zeit versenkt sein sollten. Noch heute ziert eine gewaltige Berrüde das Haupt des Sprechers im englischen Unterhause.

Es ließen sich noch viele wichtige Ueberlebhel anführen. Inmitten unserer auf dem Privateigentum an Grund und Boden und am Kapital beruhenden Wirtschaftsbildung finden wir Reste von alter Feld- und Waldgemeinschaft. In unserem öffentlichen Leben sind Einrichtungen noch nicht ausgestorben, welche mit unserer Auffassung der Gesellschaft in schneidendem Widerspruch stehen. Tausendfältig sind in der That die Erscheinungen, welche uns den ungemein zähen, konservativen Zug in der menschlichen Natur enthüllen.

Dieser Zug lähmt oft die gesunden und notwendigsten Reformen, er ist die Verzweiflung thatenkühner, für ihre Ideale begeisterter Männer. Aber dieser Zug hat andererseits oft großes Unheil verhütet. Wir müssen immer bedenken, daß das Menschengeschlecht bisher selten große Reformen im sozialen Leben mit vollem Bewußtsein aller nützlichen Folgen durchgeführt hat. Die tieferen Ursachen des Bestandes von gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen, besonders von Sittengesetzen, kommen oft gar nicht zum Bewußtsein, und bei zu großer Wandelbarkeit der menschlichen Natur hätte bisher leicht der Fall eintreten können, daß Völker aus irgend welchen oberflächlichen Gründen heilsame Institutionen wieder beseitigten, obwohl in größerer Tiefe verborgen liegende Gründe gebietend ihre Erhaltung verlangen. Der Gang zu erhalten beugte dem vor und verhinberte so oft das Hereinbrechen des Chaos. Freilich klammerte er sich eben so oft an Maßnahmen, die schon lange nicht mehr dem Wohle der Gesellschaft dienen und die gesunde Entwicklung lediglich hemmen. Jemehr aber die Menschheit mit vollem Bewußtsein der Tragweite ihrer Entschlüsse ihr gesellschaftliches Leben regelt, desto wandlungsfähiger wird auch ihre geistige Verfassung sein dürfen. Die Gründe, welche für eine alte Einrichtung sprechen, sind dann alle ohne Ausnahme bekannt. Weist eine ruhige Ueberlegung nach, daß sie unter veränderten Umständen sämtlich nicht mehr stichhaltig sind, so wird man getrost zur Beseitigung des Alten schreiten können. Je höher sich daher die Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft entwickelt, desto wandlungs- und bildungsfähiger wird auch die menschliche Natur ohne Nachtheil sein dürfen. Der Fortschritt der Menschheit wird dann von zwei Seiten in lebhaftere Bewegung gebracht werden: die Masse wird geringeren Trägheitswiderstand bieten, die Führung wird immer weitsichtiger und planvoller werden.

Die Beobachtung der Ueberlebhel giebt der Wissenschaft endlich die schärfsten Waffen in die Hand, um die Theorie zu bekämpfen, daß der Mensch immer tiefer herabsinke. Um uns herum finden wir Gebräuche, wie sie der Wilde heute noch achtet und wie sie aus seiner geistigen Verfassung notwendig entstehen: Reste von alten Opfern, Reste von alten Werkzeugen, wie sie der Wilde heute noch besitzt; bei feierlicher Gelegenheit greifen hochentwickelte Völker zu der alten Art des Feuerzündens zurück; unsere Kinder verrichten im Spiel die gleichen Handlungen, wie sie der Wilde im Ernst vollzieht. Zwingt uns das nicht zu der Annahme, daß unsere Vorfahren in uralter Zeit einst denselben Anschauungen huldigten, zu denselben Göttern beteten und das gleiche rohe Leben führten, und daß sie aus diesem Zustand langsam, aber stetig sich zur Höhe unserer Zivilisation emporgearbeitet haben? Läßt sich andererseits der Beweis führen, daß die heutigen Wilden und die weniger entwickelten Nationen allgemein Ueberreste aus einer höheren Kultur bewahren? Finden wir etwa bei ihnen Ueberlebhel von Dampfmaschinen und Gasbeleuchtung? Nein, immer nur liegen an den Höhen der Zivilisation Ueberreste aus den tieferen Schichten eingebettet. So bestärkt uns gerade das Studium der Ueberlebhel in der Ueberzeugung, daß die Menschheit von ihrem fast thierischen Anfang an raslos einem vollkommeneren und glücklicheren Zustand entgegen geschritten ist.

## Kleine Mittheilungen.

**Chinesen in San Francisco.** Die Anzahl der in San Francisco anässigen Chinesen wird auf etwa 50 000 berechnet. Davon sind nur 1500 Frauen, und auch von diesen sind nur etwa 200 verheiratet, während die übrigen sich dem Laster widmen. Von den Männern sind etwa 5000 in Kleiderfabriken beschäftigt, ungefähr 7000 sind Schuhmacher und 9000 machen Cigarren. Außerdem haben die Chinesen das Monopol in der Bleifabrikation und sind sehr zahlreich in Klempnerien und Schweinschlächtereien beschäftigt. Fast in jedem Erwerbszweig findet man übrigens in San Francisco Chinesen vor, und ihre Konkurrenz macht sich den Weißen sehr fühlbar. Ein Chinese bringt es fertig, jeden Tag für seine Lebensbedürfnisse nicht mehr als sechs oder sieben Cents auszugeben. Er kann in Folge dessen für einen Lohn arbeiten, bei dem ein Weißer verhungern müßte. Die Chinesen haben in ihrem Stadttheile etwa 35 Apotheken, in denen peinliche Keiligkeit herrscht, obgleich der Inhalt derselben manche Kuriositäten enthält, an die sich das Auge nicht gleich gewöhnen kann. Da giebt es getrocknete Eidechsen, ein Hauptmittel der Chinesen gegen Unverdaulichkeit, getrocknete Taubendrüsen für Geschwüre und Hautausschläge aller Art, gedörrte Käfer, Schlangenhäute und ähnliche schöne Sachen. Sämmtliche „Arzneien“ werden in der Apotheke verschrieben und zumeist auch auf der Stelle eingenommen. Uebrigens zeichnen sich die Chinesen durch große Gleichgültigkeit gegen das Leben aus, und Selbstmorde sind unter ihnen keineswegs selten. Auch die Kramläden der Chinesen sind in ihrer Art interessant. Die „feinsten Delikatessen“, die sich in denselben vorfinden, sind direkt aus China importirt. Da giebt es getrocknete Fische und getrocknete Austern, sowie Schnecken und Schwämme, lange Fäden, an denen getrocknete Nüßnermägen und Beine hängen, chinesische Gemüse verschiedener Art und hartgekochte Eier, deren Geruch denjenigen von Limburger Käse übertrifft. Auch acht verschiedene Sorten eingemachter Kartoffeln giebt es. Die Restaurationen

und Speisehäuser befinden sich gewöhnlich im zweiten oder dritten Stockwerk. Sie werden zumeist nur von der chinesischen „Aristokratie“ besucht, die genügende Geldmittel besitzt, um sich eine gute Mahlzeit etwas kosten zu lassen. Der „gemeine Pöbel“ befriedigt seinen Hunger in den billigen Speisewirtschaften, die in den Kellergeböden der Häuser belegen sind. Bemerkenswerth sind ferner die Pfandhäuser in „Chinatown“, die sich durch besondere Ordnung und Reinlichkeit auszeichnen. Die Pfandleiher führen ihr Geschäft mit einer so peinlichen Genauigkeit, daß sie jeden Gegenstand, welchen sie im Laden haben, fast auf der Stelle finden können. Auch chinesische Tempel giebt es in dem Viertel, und häufig genug kann man fromme Gläubige sehen, die vor dem Altare ihrer einheimischen Gottheit Opfer darbringen. Besonders ist es die „edle Weiblichkeit“, welche in Chinatown, wie überall in der Welt, sich durch Frömmigkeit auszeichnet.

## Aus der Berliner Arbeiterbewegung.

### Nochmals die Schicksale der Buchbinderorganisation.

Anschließend an den Bericht über die hiesige Buchbinderbewegung, der in voriger Nummer der „Berliner Volks-Tribüne“ veröffentlicht wurde, erlaube ich mir noch einiges über das Schicksal der Organisation der Buchbinder in neuerer Zeit mitzutheilen.

Der Artikelschreiber in Nr. 9 schließt seinen Bericht mit der Schilderung des Standes der Bewegung vor ungefähr Jahresfrist, als der hiesige Unterstützungsverein aus dem Verband der Vereine der Buchbinder x. ausstieg.

Es muß hier berichtet werden, daß nicht, wie es im ersten Bericht heißt, der Verband gelegentlich einer Mahregelung mehrerer Kollegen jede Unterstützung ablehnte, sondern dieselbe fünf Wochen lang voll zahlte, dann allerdings jede weitere Unterstützung ablehnte. Ob diese Maßnahme gerechtfertigt war oder nicht, ebenso ob dadurch der Austritt des Unterstützungsvereins aus dem Verband und der gleichzeitig vom Verbandsvorstand vollzogene Ausschluss des Vereins gerechtfertigt oder rathsam war, lasse ich dahingestellt, um nicht von Neuem unliebsame Erörterungen über diese Streitfrage zu veranlassen.

Geung, der Unterstützungsverein schied aus dem Verband, und dieses veranlaßte mehrere Kollegen, die ihr Recht der Zugehörigkeit zur Allgemeinheit weder freiwillig aufgeben, noch es sich vom Verbandsvorstand nehmen lassen wollten, die Gründung eines neuen Vereins mit Wiederanschluss an den Verband zu betreiben. Dieser neue Verbandsvorstand, der „Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen“ trat am 1. Februar d. J. ins Leben und so bestehen jetzt 2 Vereine (oder „Bereine“, wie es in Nr. 9 d. M. leider zutreffend heißt) mit ziemlich gleicher Mitgliederzahl nebeneinander.

Welch ein trauriges Bild, die Zahl der organisirten Kollegen eines großen Gewerks von 1400 auf circa 300 zusammenschmumpfen zu sehen! Die wenigen aber, die geblieben sind, das kann ich mit freudiger Genugthuung sagen, scheuen keine Mühe, die Fahne der Organisation hoch zu halten. Obgleich auch sie in zwei Vereinen stehen, sind Streitigkeiten stets vermieden worden.

Jegend ein Lohnkampf, Erfolg oder Mißerfolg, ist in letzter Zeit nicht zu verzeichnen, denn wenn auch beide Vereine zusammen arbeiteten, wäre es doch wohl Bahnhwi, bei so geringer Zahl einerseits und dem Verhalten der Behörden bei Streitfällen andererseits, irgend etwas, was einem Lohnkampf ähnlich sähe, zu unternehmen.

Das einzige ist, daß Jeder das Prinzip der Solidarität und der Interessengemeinschaft nach Kräften zu verbreiten und zu befestigen sucht.

Eias dürfte jedoch noch erwähnenswerth sein (es ist hiervon in den Versammlungsberichten allerdings schon einzeln veröffentlicht), nämlich, daß auch unser Fachverein sich ganz besonderer Aufmerksamkeit der Polizei zu erfreuen hatte.

Schon als im Februar die Statuten des Fachvereins und des Verbandes des Polizei-Präsidiums eingereicht waren, erhielt der Vorstand eine Verfügung, durch welche ihm aufgegeben wurde, die staatliche Genehmigung für den Verband zu beschaffen, da derselbe als Versicherungsanstalt im Sinne des preussischen Versicherungsgesetzes zu betrachten sei.

Es bezog sich dieses auf eine Bestimmung im Verbandsstatut, nach welcher reisenden Mitgliedern durch die Verbandsvereine auf Rechnung der Verbandskasse eine vom Verbandsvorstand zu bestimmende Unterstützung gezahlt werden sollte. Auch Arbeitslosenunterstützung sollte dem jeweiligen Kassenbestand entsprechend gezahlt werden. Wir erklärten hierin allerdings keine Versicherungsanstalt, trotzdem beschloß der während der Osterferien in Gotha stattgefundene Verbandstag, diese Unterstützungen vollkommen aufzugeben, da man diesen Zweig der Thätigkeit des Verbandes nur als Nebensache betrachtet habe. Hiermit glaubte man allen Unannehmlichkeiten für alle Zeit entgangen zu sein. Doch weit gefehlt!

Nachdem nun seitens des Verbandes jede Unterstützung aufgehört, beschloßen die einzelnen Verbandsvereine, darunter auch der hiesige Fachverein, nunmehr auf eigene Faust ein Reifegeheim zu verabsolgen. Unser Verein erklärte jedoch ausdrücklich, daß er Niemandem ein Recht einräume, diese Unterstützung zu verlangen, sondern daß er dieselbe ganz nach seinem Belieben zahle; auch die Höhe der Unterstützung sollte ganz nach den jeweiligen Verhältnissen bemessen werden.

Trotzdem erhielt der Vorstand im Mai abermals eine Verfügung des Polizei-Präsidiums, in welcher es heißt, daß der Verband, trotzdem daß einige Bestimmungen im Statut „formell“ getrichen, seiner thatsächlichen Wirksamkeit nach doch genehmigungspflichtige Kassenrichtungen unterhalte. Der Vorstand wurde also abermals aufgefordert, die staatliche Genehmigung zu beschaffen.

Uns erliefen diese Verfügung durchaus nicht einleuchtend. Der Verband zahlt gar nichts, der Verein nur ein Geschenk; wir hätten also höchstens das Ministerium um die Genehmigung bitten können, durchreisenden Kollegen, wenn gerade Geld dazu vorhanden wäre, eine Mark schenken zu dürfen. Hierzu glaubten wir eine staatliche Genehmigung jedoch nicht nötig zu haben, und wir entschlossen uns also, beim Bezirksausschuß auf Aufhebung dieser Verfügung zu klagen.

Am 13. v. M. fand in dieser Sache die Verhandlung statt und der Bezirksausschuß beschloß, die Klage abzuweisen, da die fragliche Verfügung vom Polizei-Präsidium in seiner Eigenschaft als Aufsichtsbehörde erlassen sei und hiergegen eine Klage unzulässig wäre. Der in der Klage angeführte Sachverhalt wurde also einer Beurteilung gar nicht unterzogen.

Da wir nun in unserer Klage gerade das Vorhandensein der Kassenrichtung bestritten, um die es sich in der angefochtenen Verfügung handelt, konnten wir uns mit diesem Entscheid nicht begnügen, und haben Berufung beim Ober-Berwaltungsgericht eingelegt.

Hoffen wir also von dem weiteren Verlauf der Sache das Beste. Jedenfalls werden wir nicht verschlen, seiner Zeit über den Abschluß dieser Streitfrage weiter zu berichten.

## Bereine und Versammlungen.

Die **Fachschule des Gewerks der Maler Berlins** beginnt am 15. Oktober ihren Unterrichtskursus. Anmeldungen von Theilnehmern werden jeden Abend im Vereinslokal, Ritterstr. 123, angenommen. Der Unterricht findet regelmäßig am Montag, Mittwoch und Donnerstag von 7—9 Uhr Abends und Sonntags Vormittags von 8—12 Uhr statt; derselbe besteht im praktischen Holz-, Marmor- und Dekorationsmalen.

Der **Fachverein der Stuckateure** tagte am Montag, den 3. Oktober, bei Niesl, Kommandantenstr. 71—72. Herr Kögel hielt einen mit großem Interesse aufgenommenen Vortrag: „Aus der Chemie“ mit Experimenten. Besonders lebhaftes Interesse erweckte der Vortragende mit seinen chemischen Experimenten, in welchen er die Einwirkungen des Sauerstoffs auf die verschiedenen Körper vorführte. Zum geschäftlichen Theil der Sitzung wurde mitgetheilt, daß die Fachschule nunmehr in nächster Zeit wieder eröffnet werden soll, wozu eine regge Theilnahme allen Mitgliedern dringend empfohlen wird, auch soll diesmal den Lehrlingen Gelegenheit geboten werden, am Unterricht theilzunehmen. Am Sonnabend, den 22. Oktober, findet im neu erbauten Saale des Schweizergartens ein Tanzfränzchen, verbunden mit Vorträgen, statt. Billets hierzu (Herren 50 Pfg., Damen 25 Pfg.) sind bei den Mitgliedern des Vergütungs-Komitees, sowie am Vereinsabend, Montag, den 17. Oktober, zu haben.

— **Freireligiöse Gemeinde.** Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 9. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. G. Spazier über „Das Tragische im Leben und in der Geschichte.“ Damen und Herren als Gäste willkommen. — Abends 7 Uhr dasselbe gefellige Zusammenkunft. Vortrag des Herrn Dr. Jenker über „Die totale Sonnenfinsterniß vom 19. August d. J.“ Gäste durch Mitglieder eingeführt haben Zutritt. — Am Montag, den 10. d. M., Abends 8 1/4 Uhr, findet Rosenthalerstr. 38 eine beschließende Versammlung der Mitglieder statt.

— **Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter** (E. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin 7. Sonntag, den 9. Oktober, Vormittags 10 Uhr, bei Herrn Jacob Lindowertstr. 26, Mitglieder-Versammlung. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Wahl einer Statutenberathungskommission. 3. Verschiedenes. Erscheinen aller Mitglieder ist Pflicht!

— **Der Sanitätsverein für Arbeiter beiderlei Geschlechts** (E. S. 85) feiert heute Sonnabend, den 8. Oktober, Abends 8 Uhr, in der „Urania“, Brangelftr. 9/10, sein erstes Stiftungsfest, verbunden mit Konzert, Theater und Tanzfränzchen. Unter Mitwirkung hervorragender Künstler. Der Eintrittspreis ist für jede erwachsene Person auf 30 Pfg. festgesetzt. Kinder sind frei. Einlasskarten sind bei allen Vorstandsmitgliedern und Vertrauensmännern, sowie in den mit Plakaten belegten Handlungen zu haben. Der Uebertritt ist zum Besten des Vereins bestimmt.

— **Allgemeine Buchdrucker-Versammlung.** Sonntag, den 9. Oktober, Vormittags 10 1/2 Uhr, im Louisenstädtischen Konzertsaal, Alte Jakobstr. 39. Tagesordnung: 1. Bericht über die Thätigkeit der Kommission. 2. Besprechung und Beschlußfassung über die Weiterunterstützung der noch ausstehenden Kollegen. 3. Verschiedenes. Um recht zahlreiche Theilnahme ersucht die Tarif-Überwachungskommission.

— **Fachverein der Buchbinder und verwandter Berufsgenossen** (Verbandsverein). Sonnabend, den 8. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung, im Restaurant Neer, Alte Jakobstr. 83. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Th. Hiele, Lehrer der Naturheilkunde, über „Medizinismus oder Naturheilkunde“. 2. Mißstände in der Schrägstrichmachelei von Krappel u. Co. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Gäste willkommen! Um recht zahlreiche Besuch bittet der Vorstand.

— **Fachverein sämtlicher im Drechslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins.** Versammlung am Dienstag, den 11. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a. Tagesordnung: 1. Vortrag: Thema und Referent wird in der Versammlung bekannt gemacht werden. 2. Gewerkschaftliches. 3. Verschiedenes und Fragelasten. — Der Arbeitsnachweis befindet sich Raumstr. 78, Restaurant Winger. Ausgabe der Adressen an Arbeitsuchende täglich von 8 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends. — Am Sonnabend, den 26. November, veranstaltet der Verein zur Feier seines Stiftungsfestes in Deigmüller's Salon ein gefelliges Zusammensein der Mitglieder mit Dönnen. Billets hierzu gelangen in der Versammlung zur Ausgabe. Ferner gelangt Nr. 7 der Fachzeitung zur Ausgabe und werden die Mitglieder um recht zahlreiches Erscheinen in der Versammlung dringend ersucht. Der Vorstand.

— **Die Liedertafel des Fachvereins sämtlicher im Drechslergewerk beschäftigter Arbeiter Berlins** hält ihre Gesangsübungsstunde regelmäßig jeden Montag, Abends vor 8 1/2 Uhr an, im Lokale (Bukower Garten), Bukowerstr. 9, ab. Stimmbegabte Herren, die gewillt sind, dem Verein beizutreten, sind willkommen.

— **Der Fachverein der Tischler** hält seine nächste Mitgliederversammlung am Dienstag, den 11. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28, ab. Am Sonnabend, den 15. Oktober, findet in Keller's Salon, Andreasstraße, ein Vereinsball statt. (Näheres siehe Inserat in der heutigen Nummer dieses Blattes.) — Die Zahlstellen des Vereins befinden sich in folgenden Lokalen: I. Blumenstr. 56 bei Ebersbach; II. Staligerstraße 107, bei Kuntmann; III. Belle-Alliance-Platz 6, bei Hülcher; IV. Hionskirchplatz 11, bei Hohn; V. Mariendorferstr. 5, Gde der Solmsstraße, bei Schmidt; VI. Goebenstr. 15, bei Gütlich. Tagesloft werden jeden Sonnabend von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends Beiträge von den Mitgliedern entgegen und neue Mitglieder aufgenommen.

— **Die Tischlergesellen-Verberge** und der Arbeitsnachweis des Fachvereins befinden sich nur noch bis 1. November d. J. Blumenstr. 56. Der Herbergswirth hat es vorgezogen, den mit dem Fachverein abgeschlossenen Vertrag zu kündigen und dafür die Innungs-Verberge in sein Lokal aufzunehmen. Der Vorstand ersucht alle Kollegen, dies zu beachten.

— **Verein der Kistenmacher.** Mitglieder-Versammlung, Montag, den 10. Oktober, Abends 9 Uhr, in den Arminhallen, Kommandantenstr. 20. Tagesordnung: 1. Abrechnung vom III. Quartal. 2. Innere Vereinsangelegenheiten und Ausgabe der Mitglieds-karten zum Stiftungsfest. 3. Verschiedenes.

— **Verein deutscher Schuhmacher.** Montag, d. 10. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung in Gratwells Bierhallen, Beuthstraße 8, oberer Saal. Tagesordnung: Der Fachunterricht für den Winter. 2. Geschäftliche Vereinsachen.

— **Verband deutscher Zimmerleute.** Lokal-Verband Berlin „Zentrum“. General-Versammlung, Montag, den 10. d. M., Abends 8 Uhr, Gratwells Bierhallen, Beuthstr. 8. Tagesordnung: Abrechnung der Lokalkasse und vom Vergnügen. Verschiedenes und Fragelasten. Der Vorstand.

— **Zimmerleute Berlins und Umgegend!** Wir ersuchen euch, die gefassten Beschlüsse unbedingt aufrecht zu erhalten. Verweist alle Arbeitsuchenden Gesellen an den Nachweis, Beuthstraße 10. Alle diejenigen, welche noch keine Kontrollkarte haben, mögen dieselbe unverzüglich abholen. (Größere Klage beauftragen Ginen.) Das Bureau ist für die Gesellen Wochentags, Vormittags von 7 bis 9 Uhr, Nachmittags von 4 bis 7 Uhr, Sonntags von 9 bis 12 Uhr geöffnet. Die Arbeitsausgabe an die Gesellen findet Wochentags Vormittags Punkt 8 Uhr, Nachmittags Punkt 4 Uhr, Sonntags Punkt 11 Uhr statt. Während der anderen festgesetzten Zeit hat der Bureau-Vorsteher alle anderen Arbeiten zu erledigen, insoweit es der Aufenthalt im Bureau Niemandem länger gestattet als unbedingt nötig. Andere Räume des Lokals können zum Aufenthalt benutzt werden. Sämmtliche noch ausstehenden Sammelisten sind sofort abzugeben. Der Arbeitsnachweis der Zimmerer Berlins und Umgegend.

## Briefkasten.

**Central-Kranken- und Sterbekasse der Drechsler.** Einbindung mußte wegen Mangels an Raum für die nächste Nummer zurückgestellt werden.